BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Neue Folge.
Achtundzwanzigster Band.

I. Vulkanischer Boden.
II. Frauenhaß.

Vierte Folge: Sechster Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

Denksteine.

Historische
Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Band.

Leipzig, 1847.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Vulkanischer Boden. 1

Frauenhaß. . . . . 107.

Vulkanischer Boden.

Erzählung.

„Der wache Gram schaut eines Sterns Gestalt,
Sichtbar — doch fern; hell — aber ach! wie kalt!"

Byron.

„Vierzehn Tage bleibe ich in Neapel, dann bin ich wieder hier, und bis dahin mußt Du Dich für Einen oder den Andern entschieden haben!“ sagte der alte Graf Serra di Falco zu seiner Tochter, der schönen Constanze, die betrübt vor ihm stand, und ihn bittend ansah. „Ich weiß auch gar nicht, was Du gegen die beiden Bewerber Bedeutendes einzuwenden haben könntest! Da ist der Ritter Bruno Brunelleschi. Das alte Rattennest, das er bewohnt, ist mehr eine Ruine, als ein Schloß zu nennen; seine Finanzen sind eben nicht in der besten Ordnung, aber laß ihn nur meinen Schwiegersohn sein, und Du sollst Dich wundern, wie sich Alles ändern wird. Seine Gläubiger sind meist Kaufleute aus Catania, und ich müßte mich wundern, wenn sie mir ihre Forderungen nicht um die Hälfte verkauften, falls ich sie durch die dritte Hand an mich zu bringen

suchte; denn daß sie von Brunelleschi nicht bezahlt werden, ist ihnen wohl längst klar geworden. Uebrigens ist das Besitzthum des Ritters nicht schlecht — er kennt es selbst nicht wie ich — und seine Tonnara die ergiebigste an der ganzen Küste."

„Aber er selbst, mein Vater!" wandte die Tochter ein. „Er ist ein Raufbold, ein Wüstling, ein Mann von schlechtem Rufe."

„Munter, Kind! Nichts als munter! Freilich ein wenig mehr als ihm gut ist;" berichtigte der Vater. „Er mag wohl ein Dutzend unnütze Händel angefangen, und eben so viel Zweikämpfe ausgefochten haben, aber es giebt nun einmal solche Käuze, denen in heiler Haut nicht wohl ist, und die ohne Streit und Spectakel nicht leben können. Daß er in Palermo den Pedro Garibaldi erstach, und in Messina den Conte Tremi erschoß, mit dessen Frau er ein Liebesverhältniß hatte, wirst Du ihm doch nicht anrechnen wollen? So etwas kann unter jungen Leuten wohl vorkommen."

„Jung?" fiel die Tochter ein. „Der Ritter ist ein Mann von vierzig Jahren. — Und dann sein

Ruf! Dieser ist ganz abscheulich. Wie es heißt, hat er sogar noch gegenwärtig eine Mohrin —"

„Die schafft er ab!" unterbrach sie der Graf. „Ein dummer Geschmack, es ist wahr; — aber dieser Umstand kann doch keinen Einwand abgeben. Er schickt die Schwarze hinüber nach Tunis, nach Sfax, oder sonst wo an die afrikanische Küste. Dafür werde ich sorgen, wenn Du es so haben willst."

„Nein! Nein, Vater! Brunelleschi wird nie mein Gatte werden!" rief Constanze lebhaft.

„Nun, ich will Dich nicht zwingen, Constanze, wiewohl mir seiner etwas verwilderten, aber sonst trefflichen Olivenpflanzungen, besonders aber der Tonnara wegen — Du glaubst nicht welche Thunfische sie liefert! — diese Wahl sehr lieb gewesen wäre. Du bist übrigens ein gutes und verständiges Kind, das mehr auf solides Wesen, wie auf Firlefanz und Aeußeres sieht. Bleiben wir also bei Ruggieri Malagamba."

„Müßte, oder vielmehr könnte ich einen von Beiden heirathen, so wäre es allerdings Dieser noch eher als Jener;" versetzte das Fräulein. „Ich verkenne nicht die Vortheile dieser Verbindung. Die

weitläuftigen Besitzungen dieses Mannes, eines der reichsten Barone des Reichs, gränzen an die Curigen —"

„Und würden mit diesen einst vereinigt ein Fürstenthum ausmachen!" unterbrach sie der Vater. —

„Die Lage am Fuße des Aetna, und ganz in unserer Nähe, könnte nicht reizender, nicht erwünschter sein. Der Mann selbst ist verständig, seine Manieren, wie seine Sprache nicht unangenehm, aber in seinen Zügen liegt etwas Unheimliches, das mich fürchten machen könnte; und dann ist er — Ihr werdet dies zugeben müssen — doch sehr mißgestaltet."

„Das ich nicht wüßte;" versetzte der Vater unbefangen. „Er sieht eben nicht gut aus; es ist wahr. Die eine Schulter ist ein gutes Theil höher als die andere; aber was thut das? Er hinkt auch ein wenig, aber dies soll mehr eine üble Angewohnheit sein, als daß er wirklich lahm wäre, und vielleicht könntest Du es ihm abgewöhnen."

„Da ist Francesco, der jüngere Bruder, doch ein ganz anderer Mann!" sagte Constanze kleinlaut.

„Er hat aber nichts als den Maltesermantel, und auch den nicht, wenn ihm der Meister ihn auszu-

ziehen gebietet!“ fiel heftig der Vater ein. „Ich bitte Dich, Mädchen, sprich mir von dem Menschen nicht mehr, wenn Du mir nicht die Galle in's Blut jagen willst. Wahrhaftig, die einzige Tochter des Grafen Serra di Falco wäre keine üble Braut für einen jüngern Sohn des Hauses, der nichts hat und nichts ist, als ein armer Teufel, und der erste Diener seines ältern Bruders! Doch genug des Geschwätzes. Ich gehe nach Neapel um den König zu bitten, daß er einwillige durch Testament meinen Namen, Titel und Wappen auf meinen künftigen Eidam übertragen zu dürfen; dieser aber heißt Ruggieri Malagamba, oder Bruno Brunelleschi.“

Ohne weitern Abschied stürmte der Alte aus der Thüre, und eine Viertelstunde später sah man eine dreißigrudrige Galeere aus der Bucht segeln, die unweit des am Meeresstrande gelegenen Schlosses einen sichern Hafen bildete. —

Wer die herrlichen Besitzungen des Grafen, und die der beiden Bewerber um die Hand der schönen Constanze, gekannt hätte, würde es einem für den Glanz seines Hauses besorgten Edelmann eben nicht besonders verargt haben, daß dieser durch eine Hei=

rath Besitzthümer zu vereinigen wünschte, die ihres Gleichen kaum auf der ganzen Insel fanden. Alle drei lagen am Fuße des Aetna in einem wahrhaft paradiesischen Thale. Schönheit und Ueppigkeit der Vegetation, romantische Lage, Reichthum des Bodens, die Nähe des Meeres wie die des grandiosen Gebirges, Alles trug dazu bei, das Thal, welches diese Besitzungen in seinem Schooße barg, zu dem reizendsten Siciliens zu machen. Fast von der Meeresküste an begannen Waizenfelder, die einen Ertrag lieferten, mit dem kein anderer den Vergleich aushielt; wo diese aufhörten, auf schwellenden, von alten Laven gebildeten Hügeln, gedieh die Traube, welche köstlichen, noch den feurigen Syracuser übertreffenden Wein hervorbrachte. Weit an den Vorbergen des riesigen Vulkans zogen sich dunkle Kastanien- und Olivenwälder, mit deren Erndte alljährlich mehrere Schiffe belastet wurden, hinauf. Auf drei im Thale gelegenen, ziemlich steilen Bergen, lagen im Dreieck, und etwa eine Stunde von einander entfernt, die Burgen der drei Barone.

Die Güter Malagamba's waren durch ihren Ertrag an Wein, die Besitzungen Brunelleschi's, wenn

auch übel bewirthschaftet, durch ihre Olivenpflanzungen, die des Vaters Constanzens durch beides, außerdem aber durch den besonders einträglichen Thunfischfang berühmt. Hätte man alle drei vereinigen können, so würde dies eine fürstliche Besitzung, mit der sich keine andere in Italien — vielleicht nicht in ganz Europa vergleichen ließ — geworden sein. Der alte Graf, obwohl ohnehin schon einer der bedeutendsten Barone Siciliens, bedauerte daher nichts mehr, als daß Constanze nicht beide Bewerber zugleich heirathen konnte; daß es aber wenigstens Einer von diesen sein müsse, schien ihm ausgemacht. Welcher von ihnen es sei, war ihm ziemlich einerlei. Für ihn waren die Oliven Brunelleschi's und der Wein Malagamba's von gleichem Werth, doch neigten die, wegen schlechter Einrichtung der Tonnara ungefangen bleibenden Thunfische, das Zünglein der Wage mehr zu Gunsten des Ersteren.

Die Galeere des Grafen hatte schon längst den Hafen verlassen, als das Fräulein noch immer am Fenster stand, und bald auf das Meer, meist aber auf den Vulkan blickte, der eine starke Rauchsäule in den heitern Morgenhimmel hinaufsendete. Der

Morgenwind ballte die letztere zu dünnen Wolken, und trieb sie nach den Küsten von Afrika. Schon seit ein paar Wochen hatte man einen Ausbruch des Aetna erwartet, und es war nicht zu verwundern, daß der Zustand des Berges, der so zu sagen Glück und Unglück der Bewohner der Umgegend in seinem Schooße trug, auch Constanzens Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Nirgends nahm sich übrigens das Gebirge schöner aus, als von dem Gipfel des Berges, auf welchem das Schloß des Grafen lag. Man hatte hier den Anblick der ganzen Bergkette, an deren Fuße das Gelb der reifenden Waizenfelder von dem Saftgrün der Weinberge, und dieses wieder von dem Dunkel der Kastanien- und der noch höher liegenden Fichtenwälder abstach, bis endlich über Allen die mit Schnee bedeckte Spitze sich erhob, aus deren Krater der Vulkan seinen Feuerathem stoßweise gen Himmel sendete. —

Noch schweifte das Auge des Mädchens bald auf dem blauen Meere, wo Boven, Scorridoren, Trabakeln, und wie die verschieden gestalteten Schiffe, die jene Küsten besuchen, heißen, sich in ihrem Laufe durchkreuzten, bald auf dem fernen rothschimmernden

Catania, bald auf dem Schnee des Aetna, wo der Thurm des Empedocles wie ein schwarzer Punkt zu erblicken war, als sich die Thüre des Zimmers öffnete, und eine Dienerin eintrat, die, ein Billet in der Hand, sich nach allen Seiten vorsichtig umblickte, ehe sie es dem Fräulein übergab.

„Von ihm!" sagte die Zofe leise. „Mein kleiner Vetter, der Geronimo, brachte es so eben."

„Gieb! — Gieb!" erwiederte Constanze fast athemlos, und erbrach den Brief, als die Dienerin das Zimmer verlassen hatte.

‚Ich bin von Rom zurück!' las das Mädchen. ‚Meine Angelegenheiten stehen trefflich. Es ist so gut als gewiß, daß der Papst mich meines Gelübdes als Malteser entbindet. Die Papiere, welche Burg und Besitzungen von Scanagollo als Dotation der Secundogenitur ausweisen, erlangte ich zum Theil. Mein Bruder wird durch Einsicht in dieselben sich leicht überzeugen lassen, und seine Liebe wird das Uebrige thun. Sollte Euer Vater dann noch seine Einwilligung verweigern? — Nun noch eine, aber dringende Bitte! Gestattet mir eine Unterredung heute Abend

neun Uhr in dem Pavillon am Meeresufer! Dringend bittet darum Euer Francesco.'

So wie das Fräulein diese Zeilen gelesen hatte, drückte es solche an die Lippen, ergriff Papier und Feder, bald stand eine Antwort auf dem erstern, und rasch verließ Constanze mit dem Briefchen das Zimmer. — —

Es war einige Tage später, als der Baron Ruggieri Malagamba in einem schmalen, aber langen Gemache seines, wie ein Adlernest auf der Spitze eines Vorberges des Aetna gelegenen Schlosses in tiefem Sinnen auf- und abging. Der Baron war ein Mann von einigen dreißig Jahren. Sein Aeußeres war wenig einnehmend. Er war von kleiner Statur, und schief gewachsen, doch dabei von ziemlich starkem Körper. Die Züge seines Gesichts waren widerwärtig, seine scharfen, stechenden, von buschigten Augenbrauen halb bedeckten Augen, verkündeten List und selbst Wildheit, aber der Gesammtausdruck des Gesichts war durchaus nicht gemein, selbst nicht einmal entschieden häßlich zu nennen. Haltung und Geberden des Barons verkündeten nicht nur den vornehmen Mann, sondern auch den Mann von Welt, und was

das unheimliche Gefühl, das Jeden beim ersten Anblicke Ruggieri's gegen ihn einnahm, sogleich wieder verscheuchte, war seine sanfte, klangreiche, weiche Sprache. Es war fast, als sei solche bestimmt das Unrecht, das die Natur an ihm begangen, wieder auszugleichen, und Der, welcher ihn blos gehört hätte, ohne ihn zugleich sehen zu müssen, würde ihn nicht nur für klug — denn als dies war er allgemein bekannt — sondern auch für liebenswürdig gehalten haben. Wie es schien trug sich der Baron heute mit tiefen Sorgen, denn seine Augenbrauen waren düster zusammengezogen, er blieb oft stehen, und blickte wie mechanisch auf die verschiedenen Waffen, womit die Wände des Gemachs, das eine Art Waffenkammer bildete, geschmückt waren, bald trat er durch eine Art Loggia auf einen Balkon, und sah nach dem Aetna hinüber, welcher sich durch einen, wenn auch nur unbedeutenden Ausbruch seit einigen Tagen Luft gemacht hatte, und einen schmalen Lavastrom in die Waldregion hinabsendete.

„Der Cavaliere Brunelleschi!" meldete plötzlich ein eintretender Diener.

„Höchst willkommen!" erwiederte der Baron. —

„Ich wollte daß ihn der Satan holte!“ setzte er, als Jener sich entfernt hatte, verdrießlich hinzu.

Ein großer wohlgebauter Mann mit kühnen Zügen, in welche aber Leidenschaften aller Art tiefe Furchen gezeichnet hatten, trat ziemlich geräuschvoll in's Zimmer. Er war leicht gerüstet, trug Helm und Schwerdt in der Hand, und warf beides bald nach seinem Eintritt auf eine eichene Tafel, die zunächst der Thüre stand.

„Willkommen, theurer Freund!“ sprach Ruggieri, ihm die Hand reichend, mit dem sanftesten Tone der Stimme. „Ihr habt Euch lange nicht bei mir sehen lassen. Ich möchte Euch deshalb fast Fehde ankündigen.“

„Per Baccho!“ rief wild lachend Brunelleschi. „Wißt Ihr, weshalb ich nicht kam? — Weil ich Lust hatte, — und zwar in vollem Ernst — Euch eine Herausforderung zu senden. Wir waren Nebenbuhler. Wißt Ihr das? Wir hielten Beide um ein und dieselbe Dame an. Wäret Ihr glücklicher als ich gewesen, so hätte dies unmöglich ohne ein wenig Krieg abgehen können; indeß Ihr erhieltet einen Korb,

und ich auch, und so wären wir närrisch, wenn wir uns um nichts und wieder nichts die Hälse brächen."

„Einen Korb? — Ich wüßte nicht —" hob Ruggieri lächelnd an.

„O Signor, verstellt Euch nicht!" unterbrach ihn der Ritter. „Ihr habt so gut wie ich einen Korb bekommen, wenn er auch vielleicht ein wenig manierlicher geflochten war. Oder wollt Ihr es läugnen, daß Ihr um die Hand der schönen Constanze angehalten?"

„Ach so!" sagte Ruggieri mit dem gleichgültigsten Tone. „Wußte ich doch nicht gleich, worauf Ihr zieltet. Ja, es war so ein flüchtiger Gedanke. Der alte Malagamba sagte oft, daß es schade sei, daß unsere Besitzungen nicht in einer und derselben Hand wären, und diese Ansicht schien mir auch ganz vernünftig. Da der Alte es mir so zu sagen in den Mund legte, so gab ich ihm allerdings zu verstehen, daß ich mich unter gewissen Bedingungen wohl entschließen könnte, die Tochter zu heirathen, und — so habe ich, wenn Ihr es so nennen wollt, allerdings um sie angehalten."

„Wie mir deucht," fuhr er ruhig fort, indem

er, durch einen Wink der Hand, den Ritter auf eine in der Loggia stehende Ruhebank sich niederzulassen einlud, „ist es indessen ganz gut, daß aus der Sache nichts geworden ist, denn einmal war es, wie gesagt, nur ein flüchtiger Gedanke von mir. — Per Dio! Seht einmal, welche Rauchwolken heute der Berg ausstößt! Wenn das so fort geht, bekommen wir dieser Tage einen neuern und noch stärkern Ausbruch. — Dann ist auch der Alte ein wunderlicher Kauz; überdies habe ich bei dieser Gelegenheit, in Betreff der Dame, so Dies und Das gehört. Hätte ich nun obendrein gewußt, daß Ihr, mein edler Freund, dieselben Absichten hegtet, daß wir deshalb in Kampf und Zwist gerathen könnten, so hätte ich mir die Sache sogleich aus dem Sinne geschlagen, und keinen Schritt deshalb gethan."

„Danke, Signor, für die gute Meinung, die ich Euch — bei der Madonna! — nicht zugetraut hätte;" erwiederte der Ritter. „Per Dio! Mit allen Geistern des Abgrundes schlüge ich mich herum, wenn damit die Hand Constanzens zu erkämpfen wäre."

„Ei, Ihr sprecht ja wie ein Verliebter," sagte Ruggieri lächelnd, „und so thut es mir doppelt leid,

daß Eure Bewerbung nicht geglückt ist; die meinige, womit ich im Grunde nur den Wünschen unsers Nachbars entgegen kommen wollte, gar nicht zu erwähnen.“

„Ihr scheint die Sache sehr leicht genommen zu haben, Signor; ich nahm sie desto ernster!“ versetzte der Ritter düster. „Ich sah Constanzen in Catania, ich sah sie öfter, und fand daß sie an Schönheit, Liebenswürdigkeit, dabei großer Einfachheit und Demuth, alle Frauen, die ich habe kennen lernen, — und deren waren nicht wenige — übertraf. Je öfter ich das Mädchen sah, je mehr mußte ich es bewundern. Diese Bescheidenheit, bei der Bewunderung die ihr alle Männer zollten, die Freundlichkeit gegen die Frauen, von denen sie, was ihr nicht entgehen konnte, beneidet wurde, die hingebungsvolle kindliche Liebe gegen den Vater, dessen Geiz wie seine Launen allgemein gekannt sind! Lacht immer, Signor, wenn ich Euch sage: Constanze war das erste Weib, das ich liebte, denn sie war das erste, das ich achten lernte. Ich war inzwischen mit dem Vater näher bekannt geworden; der sprach zu mir von meinen Oelpressen und meiner Tonnara, — Dio, was küm=

mert mich alles Oel Siciliens, und alle Thunfische des Mittelmeeres! — Indeß konnte ich so viel merken, daß er mir, oder vielmehr meinen Besitzungen, eine gewisse Neigung zugewendet hatte. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke in den Kopf: ‚Wie, wenn Constanze Deine Gattin würde?‘ — Es giebt Stunden, Ruggieri, — und habt Ihr nicht dergleichen erlebt, so dankt Gott dafür — es giebt Stunden, wo, wenn man sich in die Betrachtungen der Gegenwart und Vergangenheit versenkt, man jene matt, schaal und unersprieslich findet, diese aber zum Henker wünscht, und der Meinung ist, daß, wenn man sein Leben nochmals beginnen sollte, man es, ich will nicht sagen besser, aber anders gestalten würde. Der Gedanke: ob es nicht möglich sei, einen Abschnitt darin zu machen, und mit dem ‚Anders‘ es zu versuchen, liegt dann so nahe. In einer solchen Stunde war es, wo ich zuerst an eine Verbindung mit Constanzen dachte. Ich sagte mir wohl, daß ich ihrer nicht werth sei, daß der für sie passende Gatte ein ganz anderer Mann sein müsse als ich, aber — Ihr lächelt über meine Schwäche; mögt Ihr doch! — ich meinte, daß es ihr wohl gelingen

könnte, mich zu sich empor zu heben, ja, so zu sagen, einen andern Menschen aus mir zu machen. Ich beschloß um sie anzuhalten. Mit dem Vater war ich bald im Reinen. Meine Thunfische bahnten mir den Weg, und mein Oel glättete ihn vollends. Er sprach sich offen gegen mich aus, aber er verhehlte mir auch nicht, daß ich bei der Tochter Schwierigkeiten finden würde, indem er zu seinem Erstaunen zum ersten Male auf einen hartnäckigen Widerstand gestoßen, als Ihr um deren Hand angehalten, und sie die Bewerbung mit Entschiedenheit zurückgewiesen habe. Ich ging nun mit mir zu Rathe was zu thun, und fand endlich, es sei das Beste, mich offen, und zwar mündlich, an das Mädchen zu wenden. Das habe ich denn auch gethan. Ich sagte ihr Alles, Alles. Ich sagte ihr, was ich für sie empfand, aber ich verschwieg ihr auch nichts, was ich mir vorzuwerfen habe."

„Das war schön und edel von Euch, und ich bedauere, daß diese Selbstverläugnung nicht von einem günstigern Erfolge gekrönt wurde;" sprach Ruggieri mit Theilnahme im Tone, wobei indeß ein leichtes, satyrisches Lächeln, doch nur einen Moment, durch

seine Züge zuckte. „Darf man wissen, was Constanze Euch antwortete?"

„Warum nicht!" rief Brunelleschi. „Ich habe Manches gethan ohne viel zu fragen, was man davon sagen würde, und so sehe ich auch nicht ein, warum ich hier schweigen sollte. Habe ich meine Sünden, so habe ich auch mein Fegfeuer, und die Stunde der Unterredung gehört zu dem Letztern. — Constanze sagte mir, daß sie sich durch meine Bewerbung geehrt fühle, insofern jedes Mädchen sich geehrt fühlen müsse, welchem ein Mann erkläre, daß er sie werth genug achte, um von ihr vorauszusetzen, daß sie zum Glücke seines Lebens beitragen könne; sie würde sich jedoch nie entschließen können meine Gattin zu werden, da meine Vergangenheit ihr keine Gewähr für die Zukunft biete. Daß ich so offen von jener zu ihr gesprochen, werde sie nie vergessen, und sie gestehe gern, daß ihr nach dieser Unterredung eine ganz andere Vorstellung von mir geworden, demungeachtet müsse sie mir sagen, daß sie diesen Entschluß nur als eine augenblickliche Regung, im besten Falle nur als ein mühsames Aufringen aus einem traurigen Seelenzustande, ein Streben nach längst ver-

lornem Frieden, betrachte, daß dies indeß nicht hinreichend sei, sie zu bestimmen mir ihre Hand zu reichen, indem Selbstachtung die mindeste Eigenschaft sei, die sie bei ihrem zukünftigen Gatten voraussetze."

Spöttisch lächelnd hörte Ruggieri den Ritter an, dann sagte er ruhig:

„Was antwortetet Ihr auf diesen Sermon!"

„Anfangs nichts, per Dio! Ich war wie gerichtet;" versetzte Brunelleschi. „Das Mädchen mit dem schönen, edlen, ernsten Antlitz, erschien mir in diesem Augenblicke wie der Engel, der meine guten und bösen Thaten auf die Wagschale gelegt hat, und mir nun verkündet, daß die letzten die ersten bei weitem überwiegen. — Was ich später sagte, weiß ich nicht mehr. Ich war zu ergriffen. So viel erinnere ich mich, daß ich ihr sagte, wie ich fühle, daß ich ihrer nicht werth sei. — Und das ist wahr, Malagamba; ich bin ihrer nicht werth!" rief heftig erregt der Ritter. „Es war ein dummer Gedanke, das Mädchen, das eine Heilige ist, zu dem Weibe eines Sünders, wie ich einer bin, erniedrigen zu wollen! Ich fühle es, ich tauge nichts. — Lächelt nicht, Ruggieri! Ihr taugt auch nicht viel, wenn

Ihr auch stets den Schein zu retten wußtet. Denkt nur an den Proceß mit Eurem Vetter! — Was kümmert sich diese stolze, kalte Tugend um einen Gefallenen, der sich an ihr aufrichten möchte! Kann ich sie tadeln, wenn sie die Hand zurückzieht, sobald sie die, welche sich nach ihr ausstreckt, als unrein erkennt? — Es wäre wohl," setzte er nach einer Pause mit weichem Tone hinzu, „es wäre wohl schön gewesen, wenn sie weniger stolz, weniger hart geantwortet hätte! Auch wenn sie mir ihre Hand verweigerte, hätte sie mich zu einem andern Menschen machen können; aber darf ich ihr deshalb Vorwürfe machen? Sie ist offen, sie ist wahr gewesen, sie war in ihrem Recht; — dennoch wollte ich ihr für größere Milde, wenn diese auch blos eine Täuschung war, dankbar sein."

„Nun," erwiederte Malagamba kalt, „daran hindert Euch nichts. Sie hat Euch getäuscht!"

„Was sagt Ihr da?" fuhr Brunelleschi auf. „Es ist nicht wahr!"

„Möglich!" erwiederte jener achselzuckend. „Vielleicht täusche ich mich, wenn ich als ganz entschieden annehme, daß Constanze aus einem ganz andern

Grunde, als sie Euch angab, Eure Bewerbung — und auch die meinige, da Ihr dies einmal von dieser Seite nehmt — ausgeschlagen hat."

„Und dieser Grund? — Sagt, Signor! Dieser Grund?" rief der Ritter dringend.

„Ist nichts als eine Liebelei;" erwiederte Ruggieri leicht.

„Euer Grund ist falsch!" rief Brunelleschi heftig und mit barschem Tone. — „Uebrigens," setzte er rauh hinzu, „wäre es edler von Euch, wenn Ihr Euch nicht, wegen der erfahrnen Zurückweisung, durch Erfindungen an dem Fräulein zu rächen suchtet."

„Erfindungen? — Kann sein! Ich will sie nicht beschwören," entgegnete der Baron mit Ruhe. „So viel ist indeß gewiß, daß sie nicht von mir herrühren."

„Ich setze dies voraus," sprach der Ritter in einem Tone, der indeß das Gegentheil sagte, „denn Ihr würdet sonst damit behaupten, daß das Fräulein sich über mich habe lustig machen wollen."

„Wie könnt Ihr so etwas von mir denken!" sprach Ruggieri mit dem sanftesten, einnehmendsten Tone, indem er dem Ritter die Hand drückte. „Ich

sehe gar nicht ein, wie Eure Erklärung mit einem Gerücht, das ich weder erfunden, noch in Umlauf gebracht, und das, wie Ihr meint, unwahr ist, in Beziehung kommen könnte. — Ueberdies angenommen — es ist ja kein Verbrechen es anzunehmen — daß das Fräulein einen Liebhaber, und deshalb unsere Bewerbungen ausgeschlagen habe, welche Verpflichtungen hätte Constanze gehabt, Euch davon zu unterrichten? Ich sehe überhaupt die ganze Sache weniger poetisch an, als Ihr, ich halte das Fräulein nicht für eine Heilige, sondern nur für ein hübsches Mädchen, und so frage ich: warum soll ein solches nicht Liebesabentheuer haben, nicht mit dem Geliebten Abends zusammen kommen? — Daß dies in Züchten und Ehren geschieht, auch der Geliebte nicht, wie man munkelt, ein verkleideter Abbate, oder gar ein Mönch ist, darauf will ich übrigens schwören."

„Was? Das sagt man?" rief der Ritter mit Zorn und Erstaunen. „Es ist eine höllische verdammliche Lüge!"

„Ganz gewiß," versetzte Ruggieri kalt. „Warum sollte es eben ein Mönch sein? — Es mag hier

wohl ein Mißverständniß zum Grunde liegen, wenn es auch mit dem Stelldichein seine Richtigkeit hat."

„Auch dieses ist nicht wahr!" schrie Brunelleschi. „Mit Schwerdt oder Dolch will ich dies gegen Jeden behaupten. — Habt Ihr etwa Lust dazu, Malagamba?"

„Behüte!" erwiederte freundlich lächelnd der Baron. „Was gehen mich die Gerüchte an, die über Constanzen in Umlauf sind? — Die Leute sagen, sie komme alle Abende mit einem Vermummten in einem Lusthäuschen — Ihr kennt es ja; es liegt an der Ecke des kleinen Olivengehölzes am Meeresufer — zusammen. Ihr sagt, es sei nicht wahr; folglich wißt Ihr es besser. Uns deshalb auf Tod und Leben zu bekämpfen, möchte wohl um so weniger lohnen, als mir die Sache ganz gleich sein kann, indeß — zu einer kleinen Wette bin ich bereit."

„Wie? So meint Ihr dennoch —" hob der Ritter verwundert an.

„Wir wetten um eine Kleinigkeit!" unterbrach ihn Ruggieri lächelnd. — „Ich setze," fuhr er fort, indem er, ohne sich umzuwenden, über sich nach einem an der Wand hängenden Degen mit silbernem Griff

langte, „diese hübsche Toledoklinge gegen Euer Schlachtschwerdt, dessen Stahlkorb mir gefällt.“

„Ei was? Euer Stoßdegen ist von kostbarer Arbeit,“ erwiederte Brunelleschi, sichtlich von der Schönheit der Waffe, die er halb aus der Scheide zog, ergriffen.

„Mag sein!“ unterbrach ihn leicht der Baron. „Ich habe mehrere dieser Art, und nahm den ersten, besten. — Ihr willigt ein?“

„Ja wohl! Und ich danke Euch zum Voraus für den Gewinn,“ entgegnete der Ritter. „Wer aber soll Schiedsrichter sein?“

„Niemand als Ihr selbst,“ sprach kalt der Vorige. „Ihr begebt Euch in einer Stunde nach dem gedachten Orte, stellt Euch hinter einen Baum, und — seht dort das Fräulein, bald darauf aber den Galan ankommen.“

„Nein! — Nein, es ist nicht möglich!“ sprach der Ritter voll Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Und dies wißt Ihr so genau?“

Ruggieri zuckte lächelnd die Achseln.

„Sagte ich ja, so erzürntet Ihr Euch wieder. Der Ausgang der Sache mag entscheiden. — Eine

Bedingung habe ich indeß zu machen, da jener von dieser abhängen kann."

„Aha! Jetzt lenkt Ihr ein!" rief der Ritter.

„Ihr könnt nicht gerüstet gehen," fuhr Ruggieri, ohne sich irren zu lassen, fort. „Um nicht Aufsehen zu erregen, und das Liebespaar zu verscheuchen, nehmt Ihr einen Mantel um, setzt einen Hut auf, und bedeckt mit einer Larve das Gesicht. Der Galan des Fräuleins ist gleichfalls stets verlarvt."

„Per Baccho!" rief heftig der Ritter. „Er soll sie abnehmen. Ich zwinge ihn dazu, und — das soll meine einzige Rache an Constanzen sein."

„Dann," sagte Ruggieri rasch, „müßt Ihr aber eine Waffe mitnehmen, denn blos mit ein paar Worten würdet Ihr den Signor wohl schwerlich dazu bewegen. Euer Schlachtschwerdt umzugürten möchte nicht passend, und der Verkleidung hinderlich sein, indeß — wißt Ihr, was Ihr thun könnt? Nehmt den Stoßdegen, den Preis der Wette. So ein Abbate wird sich willig finden lassen, wenn er überhaupt nur eine blanke Klinge sieht."

„Richtig! So soll es geschehen," rief Brunelleschi lebhaft, indem er nach dem Degen griff. „Wahr=

scheinlich gewinne ich die Wette, und so nehme ich den Degen gleich mit nach Hause.“

„Wahrscheinlich verliert Ihr sie!“ erwiederte Ruggieri mit dem Tone eines Mannes, der seiner Sache gewiß zu sein glaubt.

„Und selbst in diesem Falle bin ich dann ein Gewinner!“ rief der Ritter heftig. „Ich gewinne dann die traurige Ueberzeugung, daß Constanze nicht besser ist wie die Andern alle, und daß ich ein Narr war an weibliche Tugend, wie an die mögliche Aenderung meines Lebens, zu glauben.“

In sichtlicher Aufregung erhob sich der Ritter von seinem Sitze. Ruggieri ging lächelnd in ein Nebenzimmer, und kam bald darauf mit einem Mantel, Hut und Larve zurück.

„Hier!“ sagte er. „Diese Dinge werden Euch unkenntlich machen. Ihr sendet mir sie morgen zurück, und empfangt durch den Boten Euren Helm. Euer Schwerdt,“ schloß er lachend, indem er die Waffe an einen Nagel hing, „soll fortan diesen Platz zieren; wäret Ihr nicht so empfindlich, so hinge ich einen Zettel daran und schriebe darauf: ‚In einer Wette gewonnen von einem Gläubigen an Weibertugend.‘“

Geärgert von der Sicherheit, mit welcher Malagamba die Waffe bereits als sein betrachtete, verließ Brunelleschi, nachdem er den Mantel umgeworfen, und den Hut auf den Kopf gedrückt, mit einem kurzen: „wir werden sehen!" und einer Handbewegung das Zimmer. —

Es begann bereits ein starker Thau zu fallen, und dessen Tropfen funkelten an den Spitzen der Blätter des Oelbaums, als Brunelleschi am Saume einer Olivenpflanzung dem Meeresufer zuschritt, an dessen hohem Gestade, zwischen Felsen verborgen, ein kleines Hüttchen lag. Da es zu dunkeln anfing, und der Ritter sich im Schatten der Bäume hielt, so konnte er weder von der Hütte noch dem zu ihr hinführenden Wege aus bemerkt werden, und er gelangte bis auf zwölf oder funfzehn Schritte von letzterm zu einem großen Oelbaum, dessen breiter geborstener Stamm einen natürlichen Schirm bildete, und die von Früchten beladenen Zweige tief herabhingen. Hier beschloß der Ritter zu bleiben, und der Dinge, die da kommen würden, zu harren. Weit und breit war eine Todtenstille, nur durch das Aechzen der in bestimmten Zwischenräumen gleichförmig anschlagenden Bran=

bung unterbrochen. Da es immer dunkler ward, so konnte der Ritter nur mit Mühe noch ein einsames Reh, das schüchtern aus dem Olivengehölze trat, um sich zu äsen, unterscheiden, und selbst der schmale Lavastreif, der seit einigen Tagen dem Krater des Vulkans entfloß, schimmerte nur hier und da durch die Wipfel der Bäume. Jetzt stieg indeß der Mond, groß und blutroth, aus dem Meere, und nachdem er sich einige Grad aus dem Seenebel erhoben hatte, ergoß er sein Silberlicht über Meer und Land, Alles wie in Tageshelle erleuchtend. —

Fast eine Stunde hatte sich der Ritter auf seinem Posten befunden, Niemand war erschienen.

„Malagamba hat sich getäuscht!" sagte er zu sich selbst. „Vielleicht hat er auch nur aus Tücke das Gerücht erfunden, und sucht es gut oder übel zu verbreiten. Daß er hämisch und rachsüchtig, ist bekannt." — Schon hatte auf diese und andere Weise sich der Ritter zu bereden gesucht, daß er umsonst harre, als er plötzlich etwas Weißes in einiger Entfernung auf dem Wege schimmern sah. Brunelleschi blickte aufmerksam hin, die Gestalt kam näher und näher. Jetzt war sie ihm gerade gegenüber.

„Sie ist's! Bei Gott, sie ist's!" sagte er zu sich selbst.

Er täuschte sich nicht, was er schimmern gesehen, war Constanzens weißes Gewand. Eben trat sie in die Hütte.

„O Weiber! Weiber!" sprach der Ritter, die Faust ballend, mit grimmigem Lachen. „So ist denn die Eine, die ich für eine Ausnahme, für eine Heilige hielt, eben wie die Andern!"

Zu seiner Verwunderung bemerkte Brunelleschi, daß ein Fenster des Hüttchens erleuchtet ward.

„Der Galan wird bereits dort sein," sagte er zu sich selbst, und überlegte, ob er sich der Hütte nähern oder länger harren sollte, als Männerschritte vom Wege her ertönten. Der Ritter erblickte eine dunkle Gestalt, die sich näherte, und bald sah er einen Mann von hohem Wuchs, einen spitzen Hut auf dem Haupte, eine Larve vor dem Gesicht und einen Mantel um die Schultern, eilig heranschreiten. Rasch trat Brunelleschi aus seinem Versteck, und stellte sich mitten in den Weg.

„Nicht so eilig, Signor!" sagte er barsch und rauh. „Ich habe ein Wort mit Euch zu reden."

„Da habt Ihr eine sehr ungelegene Zeit gewählt!“ sagte der Fremde in einem muntern, und keineswegs zaghaften Tone. „Wahrscheinlich aber seid Ihr ein armer Teufel, dem das Geld ausgegangen, und wenn dies der Fall ist, so nehmt diese Börse und geht Eurer Wege, denn Ihr könnt nichts mehr von mir erhalten, als etwa einen guten Degenstich.“

Mit diesen Worten zog der Unbekannte den Degen und reichte mit der andern Hand dem Ritter einen Beutel hin.

„Behaltet Euer Geld, Signor! Ihr mögt dessen ohnehin nicht allzuviel haben, und geht deshalb auf den Fang eines Gold- oder Silberfisches aus,“ sprach hohnlachend Brunelleschi. „Was mich herführt, ist nicht Eure ärmliche Börse, sondern blos der Wunsch, Euer angenehmes Antlitz zu sehen, und so seid denn so gut und nehmt die Larve ab, wenn ich Euch nicht dazu zwingen soll.“

„Zwingen? — Was? — Wer seid Ihr?“ rief zornig der Fremde.

„Diese Frage will Euer ergebener Diener gleichfalls an Euch thun, sobald Ihr seine erste Bitte

gütigst genehmigt habt!" sagte der Ritter mit Hohngelächter.

„Aus dem Wege, Mensch, oder ich stoße Dich nieder!" rief heftig der Fremde, und schritt mit gezogenem Degen auf Brunelleschi los.

„Nicht einen Schritt, bis ich Dein Gesicht gesehen und Deinen Namen gehört habe!" entgegnete ihm der Ritter, und legte sich zum Kampfe aus.

Sogleich begann das Gefecht. —

An Stärke war, wie sich das alsbald zeigte, Brunelleschi dem Unbekannten, an Geschicklichkeit dieser aber Jenem überlegen. Jeden Stoß, den der Ritter that, wußte dieser äußerst fertig zu pariren. Brunelleschi, als er bemerkte, daß er einen gewandten Gegner vor sich hatte, ward immer heftiger, er drang mit Macht auf den Fremden ein, indem er durch Kraft zu ersetzen suchte, was ihm an Kunstfertigkeit abging; aber bald bemerkte er, daß der Unbekannte ihn vorsätzlich zu ermüden sich bemühte. Leider machte er diese Bemerkung ein wenig spät, denn ehe er größere Vorsicht anzuwenden begann, fühlte er einen Degenstich im Arm, und augenblicklich darauf ward ihm durch ein geschicktes und kraftvolles Fechterkunst-

stück, die eigne Waffe aus der Hand geschleudert. Ehe sich Brunelleschi besinnen konnte, stürzte sich der Fremde auf die letztere, raffte sie auf, und setzte seinen Degen auf die Brust des Ritters.

„An Euch, Signor, ist es jetzt, die Larve abzunehmen und Euch zu nennen!" rief der Unbekannte. „Euer Leben ist in meiner Hand!"

Brunelleschi stand einen Augenblick unentschlossen. Es war ihm ein entsetzlich beschämender Gedanke, das Geheiß des Siegers erfüllen zu müssen. Der Fremde schien zu fühlen, was in der Seele des Ritters vorging.

„An Eurer ritterlichen Kampfesweise konnte ich bemerken, daß Ihr kein gemeiner Wegelagerer seid;" sprach der Unbekannte, indem er den Degen sinken ließ. „Ich habe keinen Grund mein Antlitz zu verbergen, und ich ersuche Euch das Eure zu enthüllen."

Mit den letzten Worten nahm der Fremde die Larve ab.

„Wie? — Francesco Malagamba!" rief der Ritter mit Erstaunen.

„Brunelleschi?" erwiederte Jener eben so überrascht, als der Ritter sich entlarvte. —

Durch das Degengeklirr war Constanze aufmerksam, und im ersten Augenblicke sehr erschreckt worden, nach kurzem Besinnen eilte sie aus der Hütte, und kam in dem Momente bei den beiden Männern an, als der Kampf zu Ende war.

„Um Gotteswillen, Francesco, Cavaliere Brunelleschi, was geht hier vor?“ rief das Mädchen voll Entsetzen.

„Ich glaube,“ sagte Francesco Malagamba — der, nebenbei gesagt, ein schöner, schlanker, überaus ritterlich aussehender Jüngling war — „hier muß ein ganz eigenes Mißverständniß walten, denn unmöglich kann ich glauben, daß ein Mann wie Bruno Brunelleschi um mich und eine Dame, die er sonst hochgeachtet, zu beschimpfen, mir nächtlicher Weile auflauern sollte.“

„Per Dio, Ritter, viel besser ist's nicht!“ rief Brunelleschi mit seiner gewöhnlichen wilden Heftigkeit. „Die Sache sieht indeß nur aus wie ein schlechter Streich, ist aber keiner, und wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, so will ich Euch mit Dolch und Schwerdt Genugthuung geben.“

„Ich zweifle so wenig wie irgend Jemand auf

der ganzen Insel an Eurer Tapferkeit," sagte ruhig und ernst der junge Mann, „indeß nach diesem nächtlichen Ueberfall — verzeiht mir den Ausdruck; ich weiß keinen bezeichnendern — muß ich erst wissen, ob ich noch eine Genugthuung von Eurer Seite würde annehmen können."

„Ha, Hölle und Wetter!" fuhr Brunelleschi auf.

„Ereifert Euch nicht, Ritter!" unterbrach ihn der Jüngling mit festem Tone. „Ich muß Euch bitten uns in jene Hütte zu begleiten, wo wir uns über diese Begegnung ruhig erklären wollen. Ihr müßt einsehen, daß wenn ich ohne weiteres den jetzigen Vorfall in der bevorstehenden Versammlung der Barone zu Palermo mittheilen wollte, dies für Euch unmöglich von Vortheil sein könnte."

Die Worte des Jünglings machten auf Brunelleschi einen gewaltigen Eindruck. Von dieser Seite hatte er die Sache noch nicht betrachtet. Seine Schulden nicht bezahlen, ein paar Leute im Zweikampf zu tödten, war nach den Begriffen des siebzehnten Jahrhunderts — und leider auch nach denen des jetzigen — nicht eben sehr beschimpfend, aber nächtliches Auflauren, um ein Stelldichein zu stören, und dabei be=

siegt und entwaffnet zu werden, ward nicht für besonders ritterlich erachtet. Ziemlich niedergeschlagen folgte daher Brunelleschi den Beiden.

„Nun Ritter, erlaubt mir Euch zu fragen" — hob Francesco Malagamba an, als alle Drei in der Hütte angelangt waren, und Ersterer die Waffen auf einen Tisch gelegt hatte.

„Madonna! Laßt mich reden, Signor, ich spiele ohnehin schon eine schlechte Figur, wie mir wohl bewußt ist!" schrie, ihn unterbrechend, mit fast komischer Heftigkeit Brunelleschi. „Ich möchte mich prügeln für meine Dummheit! — Aber daran seid Ihr Schuld, Signora! Ja, Ihr seid Schuld! Nicht daß Ihr mich nicht habt heirathen wollen; das kann ich Euch jetzt nicht verargen. Aber warum seid Ihr nicht offener gegen mich gewesen? Warum habt Ihr mir nicht gesagt: Ich habe einen Geliebten, und so weiter? — Im Grunde ist es aber auch wieder eine neue Dummheit, daß ich Euch dies zumuthe, ohne daß ich ein Recht hätte es zu verlangen. — Am besten ist, ich erzähle Euch offen wie Alles kam."

„Seht," fuhr er ein wenig ruhiger fort, „ich liebte Euch aufrichtig, ich wollte an Eurer Hand

mein Leben ändern. — Nun Ihr wißt was ich Euch gesagt, und ich will ein Schuft sein, wenn nicht Alles wahr ist — und darum schmerzte es mich außerordentlich, daß Ihr meine Hand ausschlugt. Ich klagte Jemand, den ich nicht nennen will, der aber wie mir scheint ein schlechter Kerl ist, mein Leid, und der gab mir zu verstehen, er glaube daß Ihr eine Liebschaft hättet, und daß Euer Liebhaber — ein Mönch sei."

Francesco lachte laut auf; das Fräulein lächelte.

„Ja ein Mönch, oder ein Abbate; kurzum ein Geistlicher. Das ärgerte mich, ich glaubte es nicht, ich widerstritt, Jener blieb bei seiner Behauptung, und so kam es deshalb zwischen uns zu einer Wette, zufolge welcher ich mich überzeugen wollte, ob wirklich ein Mönch Euer Geliebter sei."

„Ei nun, so ganz Unrecht hatte Euer Gegner dennoch nicht;" sprach mit Jugendmunterkeit Francesco, indem er recht aus Herzensgrunde lachte. „Im Grunde gehöre ich ja auch ein wenig zur Geistlichkeit. Ich bin Malteser, oder vielmehr ich war es, denn vor ein paar Stunden erhielt ich die Nachricht meiner Lossprechung von dem Ordensgelübde. — Aber was?

Was sehe ich?" rief der Jüngling in höchster Aufregung, nachdem er einen Blick auf den Degen des Ritters geworfen hatte. „Wie kommt Ihr zu dieser Waffe?"

Der Degen, von dem die Rede war, war ein spanischer Stoßdegen mit silbernem Griff. Auf letzterem war in getriebener Arbeit ein Basilisk, der einen Geharnischten anhaucht, wovon dieser kraftlos zu Boden sinkt, abgebildet. Auf der schmalen Toledoklinge stand mit Goldschrift in spanischer Sprache eingeäzt: ‚Muera! Rueguen por el alma!‘ (Er sterbe! Bittet für seine Seele!) Die Spitze der Klinge war auf die Länge eines Zolles wie mit Grünspan überzogen.

„Antwortet, Cavaliere Brunelleschi!" rief heftig Francesco, indem seine Wangen sich vor Zorn rötheten, und die Adern seiner Schläfe aufschwollen. „Sagt sogleich, wie Ihr zu dieser Waffe kommt! — Habt Ihr sie mit Vorsatz gewählt, so verdient Ihr, daß Euer Wappenschild an den Schwanz eines Maulesels gebunden, und durch die Straßen von Palermo geschleift werde! — Dieser Degen ist vergiftet."

Wie beim Anblick einer giftigen Schlange fuhr

Brunelleschi bei diesen Worten zusammen, dann stürzte er sich auf den Degen, besah ihn einen Moment und warf ihn wüthend zu Boden, indem er ihn mit Füßen trat.

„Sagt nein, Francesco!" schrie er wie rasend. „Sagt nein; ich bitte Euch! Ihr habt Euch getäuscht, oder Euer Bruder ist in wenigen Stunden eine Leiche!"

„Wie? Also aus Ruggieri's eigener Hand? — Es ist unmöglich!" rief Francesco.

„Dennoch! — Dennoch!" rief Brunelleschi.

„Dann muß ein Irrthum walten! Daß mein Bruder Euch den Degen gab, ist ein hinlänglicher Beweis, daß Ihr nicht mit Vorsatz handeltet," sagte Francesco ruhiger. — „Diesen Degen," sprach er zu Constanzen, „brachte mein Vater als eine Seltenheit mit aus Spanien, und er bildet ein Kabinetsstück in der Waffensammlung unsers Hauses. Jedenfalls werde ich Ruggieri bitten, daß er besser verwahrt wird, denn allerdings zieht die geringste Verwundung mit dieser Waffe den schnellsten Tod nach sich. — Wie ging es zu, Cavaliere, daß sich mein Bruder

auf eine so unbegreifliche Weise irren konnte? — Er gab Euch den Degen mit eigener Hand?"

„Freilich!" rief der Ritter. „Wir saßen auf einer Ruhebank, und sprachen von der Wette. Ruggieri sagte, daß ich nicht mein Schlachtschwerdt mitnehmen könnte, wenn ich hierher ginge, und so nahm er den hinter uns hängenden Degen von der Wand, und gab ihn mir."

„Ruggieri stand nicht auf, wie er ihn Euch gab, er kehrte sich nicht um, besah die Waffe nicht genau? — Ich bitte Euch dringend, Ritter, Alles genau zu bedenken! Es handelt sich um Ehre — und um mehr noch als diese;" sprach Francesco, den Ritter genau fixirend.

„Ich erinnere mich jedes Umstandes;" versetzte Brunelleschi nach kurzem Nachsinnen. „Euer Bruder langte über sich, und ohne sich umzukehren, nach der Wand wo mehrere Degen hingen; er nahm diesen herab und gab ihn mir, ohne ihn zu besichtigen. Dies bezeuge ich mit meinem Ritterworte. — Demungeachtet hätte er ihn erkennen, oder, da ihm nicht unbekannt war, daß eine so gefährliche Waffe sich unter den übrigen befand, vorsichtiger sein müssen,

und ich werde ihn deshalb zur Rede setzen. Er soll mir Genugthuung geben."

„Dagegen muß ich Einspruch thun;" erwiederte Francesco lebhaft. „Nicht ein Wort dürft Ihr über den Vorgang äußern. Mein Bruder würde sich zeitlebens wegen seiner Unvorsichtigkeit Vorwürfe machen. Ich habe jetzt ohnehin mit Ruggieri — ich will nicht sagen einen Zwist — aber doch eine Meinungsverschiedenheit wegen gewissen Familientractaten, und er würde über das Zusammentreffen dieses unglücklichen Vorfalls mit jenen sehr bestürzt sein. Thut mir deshalb die Liebe an, über diese Sache gänzlich zu schweigen. Dies soll Eure einzige Buße sein. — Den Degen hänge ich unvermerkt wieder an seinen Ort, und so erfährt er nicht ein Wort von Allem, was durch seine Unvorsichtigkeit hätte angerichtet werden können."

„Ja wohl!" fiel hier Constanze ein. „So ist es am besten. Ich bitte Euch herzlich, Cavaliere Brunelleschi, schweigt über den Vorfall! — Thut es mir zu Liebe!" setzte sie mit dem freundlichsten Blicke und der sanftesten Stimme hinzu, indem sie dem Ritter die Hand reichte.

„Ihr seid ein Engel, Signora!" rief der Ritter lebhaft ergriffen, indem er ihre Hand wiederholt an seine Lippen drückte. „Jetzt sehe ich erst ein, daß es eine Tollheit war Euch zum Weibe zu begehren. Ihr und Francesco müßt ein Paar werden! — Ihr seid ein braver Mann, Herr!" setzte er, in seiner gewöhnlichen heftigen Manier, zu Francesco gewendet hinzu. „Und da Ihr und Constanze es so haben wollt, so will ich schweigen. Euer Bruder mag auch dasmal wohl unschuldig sein, aber er ist dennoch — Nun, ich will nicht sagen für was ich ihn halte; aber er soll mir nicht trauen — Cospetto! — er dürfte an mir einen heißen Gegner finden."

„Und an mir einen warmen Vertheidiger!" erwiederte Francesco lächelnd.

Nur noch kurze Zeit sprachen die Drei zusammen, dann verließ Brunelleschi mit der Versicherung, daß er zeitlebens der Freund Constanzens und, wenn es Noth thue, ihr Vertheidiger und Rächer sein werde, die Hütte, und Francesco begleitete die Geliebte bis an den Fuß des Berges, auf dem ihre Wohnung lag. — —

Das Verhältniß der beiden Brüder Malagamba war von Jugend an ein sehr eigenthümliches gewesen.

Der Vater, ein Mann von geringen Geistesgaben, aber tapfer in den Fehdezügen gegen die Barbaresken wie in anderen, hatte seine ganze Liebe dem jüngern Sohne, in dem er einen so schönen als tapfern Rittersmann heranreifen sah, zugewendet; die Mutter, eine Frau voll List und Intrigue, hatte sich den ältern zum Lieblinge erwählt. Beide Aeltern waren kurz nach einander gestorben, als Ruggieri eben mündig geworden, und dieser hatte nichts eiliger zu thun gehabt als Anstalten zu treffen, das Eintreten Francesco's in den Malteserorden, da er sich entschieden gegen den Priesterstand erklärte, zu bewirken. Ruggieri hatte dabei im Grunde nichts gethan, als was bei den meisten Familien des sicilischen Adels herkömmlich war. Der Aelteste erbte die Besitzungen, die nachgebornen Söhne wurden Priester, oder traten in geistliche oder weltliche Ritterorden. So hatte es auch Francesco, beim Tode der Aeltern fast noch Knabe, angesehen. Er kannte seine Bestimmung, sah in Ruggieri das Haupt der Familie, es war herkömmlich, den Befehlen eines solchen zu gehorchen, und so nahm er ohne Widerrede den Maltesermantel. Als er jedoch die her=

kömmlichen drei Züge gegen die Barbaresken mitgemacht hatte, und zum Besuch zu einem weitläuftigen Verwandten nach Palermo gereis't war, mit welchem, wie er hier erst erfuhr, Ruggieri in Familienzwistigkeiten lebte, hörte er daß in der Familie Malagamba Bestimmungen und Dotationen für eine Secundogenitur existirten, die nur darum nicht in Anwendung gekommen wären, weil seit dem Tode des Stifters immer nur ein Sohn und mehrere Töchter vorhanden gewesen wären. Ob sein Vater nicht daran gedacht, oder es selbst nicht gewußt habe, war Francesco nicht klar; so viel war gewiß, daß dieser nie zu dem Knaben von diesem Verhältniß, sondern nur vom Kriegs- und Jagdwesen gesprochen hatte. Die Nachricht, so wichtig sie auch war, hatte indeß in jener Zeit auf Francesco wenig Eindruck gemacht. Es lag ihm weit näher sich im Kriege gegen die Barbaresken auszuzeichnen, vielleicht einst Komthur zu werden, als sich in der Blüthe des Lebens auf die ziemlich einsam gelegene Herrschaft von Scanagallo, den Hauptsitz jener Stiftung, zurückzuziehen, und so hatte er es nicht der Mühe werth gehalten, mit dem Bruder über diesen Gegenstand zu sprechen.

Ohnehin bestand zwischen den Geschwistern kein eigentlich zärtliches Verhältniß. Einer vom Vater, der Andere von der Mutter bevorzugt, waren sie nicht nur den geistig verschiedenen Richtungen der Aeltern gefolgt, sondern die Natur wies ihnen selbst eine, jedem besonders eigenthümliche, an. Francesco stark, blühend, äußerst gelehrig für Handhabung der Waffen, dachte an nichts als Kriegsruhm; Ruggieri, wiewohl ein Freund der Jagd und geschickter Reiter, war durch seinen schwächlichen und mißgestalteten Körper verhindert, die Waffen zu führen, er wandte sich daher ganz den Künsten des Friedens, besonders der Verbesserung seiner Besitzungen zu, und wirklich waren diese als die vorzüglichsten der ganzen Gegend bekannt, obwohl Viele behaupten wollten, daß es dem Baron Malagamba eben nicht auf die Rechtlichkeit der Mittel ankäme, sobald Vortheile zu erlangen wären. — Vor Kurzem war aber nun Francesco wiederholt in Palermo gewesen, hier hatte er Constanzens Bekanntschaft gemacht, und dieser Umstand hatte sein ganzes Wesen, alle seine Vorsätze verändert. So wie er dem Mädchen seine Liebe erklärte, hatte er sich auch über seine Hoffnungen ausgesprochen. Er sagte Con-

stanzen, wie er nicht zweifle, daß, sobald er die Richtigkeit einer Dotation für einen zweiten Sohn des Hauses durch Documente vollständig nachweisen könne, sein Bruder den gemachten Ansprüchen gnügen werde. Während indeß Francesco sich bemüht hatte, jene Beweise zu sammeln, war der Fall eingetreten, daß Ruggieri sich selbst um die Hand des Fräuleins bewarb. Da Francesco wußte, daß Constanze die Bewerbung zurückweisen würde, so glaubte er aus schuldigen Rücksichten, vor der Hand und bis zu Erlangung jener Documente und dem Austritt aus dem Orden, gegen den Bruder von seinem Verhältniß zu dem Fräulein schweigen zu müssen. Er gedachte einige Monate hingehen zu lassen, und sich mit Ruggieri erst wegen der Herausgabe der Herrschaft Scanagallo zu einigen, ehe er sich gegen den Letztern über seine Absichten ausspräche, und bei dem Grafen um die Hand der Tochter anhielte. Die dazwischen liegende Zeit würde, so meinte er, das Unangenehme, das Ruggieri allerdings darin finden mußte, den Bruder erst einen Theil der von ihm besessenen Güter in Anspruch zu nehmen, und dann als Bewerber um Constanzen auftreten zu sehen,

vielleicht einigermaßen zu mildern im Stande gewesen sein. —

Es war an dem Tage, der dem Abende des Zusammentreffens Francesco's mit Brunelleschi folgte, als Francesco sich entschloß, mit Ruggieri über seine Ansprüche auf Scanagallo zu reden und ihm den Austritt aus dem Malteserorden anzuzeigen. Von seiner Liebe zu Constanzen gedachte er noch vor der Hand zu schweigen. Ruggieri hörte mit größter Ruhe die Auseinandersetzungen an, welche Francesco der Vorlage der Documente vorausgehen ließ. Wer den Baron beobachtet hätte, hätte glauben müssen, daß es sich nicht um den Verlust eines einträglichen Besitzthums, sondern um eine ihm gänzlich fremde Sache handle. Mit der sanftesten Stimme sagte er, daß ihm die Existenz der in Rede stehenden Stiftung bis dahin völlig unbekannt geblieben sei, daß er sich nicht der geringsten Aeußerung des Vaters, den er deshalb tadeln müsse, da die Laufbahn Francesco's dann eine ganz andere gewesen, erinnern könne, daß es aber glücklicherweise ja immer noch Zeit sei, das Versehen wieder gut zu machen, und er jeden Augenblick sich bereit halten würde, Scanagallo dem Bruder zu

übergeben, sobald dieser die Ansprüche durch gültige Documente dargethan haben würde. Als Francesco die letztern vorzeigte, unterwarf sie Ruggieri einer ruhigen Prüfung. Auf mehrere von untergeordneter Bedeutung, Rechnungen, aus welchen hervorging, daß in früheren Zeiten allerdings die genannte Herrschaft, abgesondert von den übrigen Gütern, und für Rechnung eines jüngern Sohns des Hauses verwaltet worden, warf er nur einen flüchtigen Blick, und nur die Haupturkunde las er bis zu Ende durch. Mit größter Ruhe erklärte er nach der Durchlesung, wie er durch dies Document vollkommen überzeugt worden, daß die Stiftung ganz entschieden existire, und er alle Vorbereitungen treffen werde, die Herrschaft sogleich Francesco zu übergeben, nur bemerke er einen kleinen Mangel an dem Hauptdocumente, welcher indeß gewiß sehr leicht gehoben werden könne. Die Urkunde sei nämlich an sich in bester Form ausgestellt, aber Francesco werde wissen, daß nach dem in Sicilien gültigen Recht kein Familienhaupt des Standes der Barone, ohne eine ausdrückliche Autorisation von Seiten der Krone, seine Stammgüter theilen dürfe; nun sei aber die Stiftung für eine

Secundogenitur allerdings eine solche Theilung — oder es müsse nachgewiesen worden sein, daß Scanagallo nicht zu jenen gehört habe — und so fehle entweder das Autorisationsdocument, das unstreitig vorhanden sei und leicht gefunden werden würde, oder jener Nachweis. Francesco würde also sehr gut thun, alle Anstalten zu treffen, um im Archive zu Palermo eins oder das andere aufzufinden, er selbst wolle unter den Familienpapieren die sorgfältigsten Nachforschungen halten.

Als Francesco über diese, von ihm durchaus nicht erwartete Erklärung bestürzt schien, sagte Ruggieri lächelnd, daß Ersterer allerdings nicht ganz wohl gethan, eher sein Verhältniß zum Malteserorden aufzugeben, bis diese Angelegenheit geordnet sei, doch werde sich dies, wie jedes andere verwickelte Geschäft, am Ende dennoch auf eine oder die andere Art beseitigen lassen. Freilich, schloß Ruggieri, müsse er, wenn auch ungern, auf der Ergänzung des Fehlenden bestehen, denn wenn er sich auch mit den vorhandenen Nachweisungen begnügen wolle, so verhinderten ihn doch daran die gesetzlichen Bestimmungen, die, wie er nochmals bemerkte, alle Gütertheilungen der

Barone verböten, und die er, wie Francesco einsehen werde, nicht verletzen könne. — Daß Letzterer nun alle Anstalten machte, die fehlenden Urkunden herbeizuschaffen, darf wohl kaum gesagt werden. Auch Ruggieri ging in Beisein des Bruders alle Actenstücke des Familienarchivs, in welchem sich jene Papiere finden konnten, durch, ohne daß solche aufgefunden wurden. Je besorgter Francesco ward, desto mehr suchte ihn Ruggieri zu beruhigen, indem er ihn auf die Ergebnisse verwies, die das Archiv der Krone liefern würde. Während dies Alles statt fand, lebte Francesco auf dem Schlosse des Bruders. Nur selten erschien er bei dem Grafen Serra di Falco, doch kam er dann und wann mit Constanzen in der Hütte am Meeresufer zusammen. Besonders wenn der Vater des Fräuleins, oder Ruggieri, nicht daheim waren, fanden diese Zusammenkünfte statt, und so blieben sie unbemerkt. Der alte Graf drang in jener Zeit häufig in die Tochter, sich Hinsichts einer Heirath zu entscheiden. Obwohl Constanze fest entschlossen war, nie Jemand als Francesco ihre Hand zu reichen, so erwähnte sie dessen Namen dennoch nicht, da sie erst dann mit ihrer Erklärung hervortreten wollte, wenn

Jener in den Besitz von Scanagallo gelangt sei, da sie wohl wußte, daß dies der einzige Grund wäre, der den Grafen bewegen könnte, zu dieser Verbindung seine Einwilligung zu geben. Bis dahin ließ sie den Vater hoffen, daß sie sich wohl entschließen würde Ruggieri zu heirathen; nur gegen eine Verbindung mit Brunelleschi erklärte sie sich entschieden. Das Betragen Ruggieri's war in dieser Zeit von dem was er früher gegen den Bruder beobachtet hatte, durchaus nicht verändert. Es war zwar niemals so traulich und herzlich wie es sonst unter Geschwistern stattfindet, aber man konnte es eben so wenig zurückstoßend, vielmehr eher ein kalt höfliches nennen. Brunelleschi kam nie wieder zum Besuche zu Ruggieri. Da er überhaupt sich selten auf seinen Besitzungen, sondern meist zu Catania aufhielt, wo er in Gesellschaft lockerer Brüder die Nächte durchschwärmte, so sah ihn Francesco auch nur sehr selten. Traf ihn dieser in der eben genannten Stadt, und kam die Rede auf Constanzen, so sprach Brunelleschi ganz begeistert von dem Fräulein, er nannte sie einen Engel, pries Francesco als den Glücklichsten der Sterblichen, und versicherte unter tausend wunderlichen Betheue=

rungen, daß er nur eine Gelegenheit haben möge, dem Paare seine Freundschaft durch die That zu erkennen zu geben, aber jedesmal schloß er seine Rede damit, daß er sagte: „Hütet Euch vor Eurem Bruder, Signor!“

Francesco suchte ihm nun zwar stets zu beweisen, daß dieser in seiner Angelegenheit die besten Gesinnungen bethätige, und daß er selbst nur aus sehr erklärlichen Gründen ihm das Verhältniß zu Constanzen verschwiegen habe, aber Brunelleschi schüttelte dann den Kopf und sagte: „Denkt was Ihr wollt, aber — Euer Bruder taugt nichts. Hütet Ihr Euch nicht, so werdet Ihr es zu bereuen haben.“ —

Da Ruggieri sehr die Jagd liebte, so begleitete ihn Francesco oft auf dieser, obwohl diese Unterhaltung sonst eben nicht zu seinen Lieblingsneigungen gehörte. Der Umstand, daß die Jagd zu Pferde in den Vorbergen des Aetna auf sehr unbequemem Terrain stattfand, daß Ruggieri in der That ein so kühner als geschickter Reiter war, und sich dann oft einige Spötteleien über Francesco's Unbeholfenheit, da dieser wohl ein tüchtiger Seemann, aber weder ein ausgezeichneter Jäger noch gewandter Reiter genannt

werden konnte, erlaubte, trug gleichfalls nicht dazu bei, ihn dieser Lust geneigter zu machen. Um dem Bruder sich jedoch gefällig zu erzeigen, nahm Francesco den Schein an, als ob er der Jagd nach und nach mehr Geschmack abgewänne, und er hielt sich dazu um so mehr verpflichtet, als ihm Ruggieri eines Tages einen ungemein schönen und stattlichen neapolitanischen Rappenhengst zum Geschenk machte, den er, wie er sagte, ganz besonders als tüchtiges Jagdpferd für ihn kommen lassen. —

Es war an einem schönen Herbsttage, und Francesco hatte zum ersten Male den geschenkten Gaul bestiegen, um ihn auf der Jagd zu versuchen. Ruggieri hatte solche ziemlich hoch in der Waldregion angeordnet, und sie war nichts weniger als besonders ergiebig gewesen. Francesco setzte dies auf Rechnung des Schwefeldampfes, der die Gegend weit und breit bedeckte, und der von einem Lavastrom ausging, der einem seit wenig Tagen neu geöffneten Krater entfloß, und sich in einer schmalen aber tiefen Felsenschlucht, ohne hier besondern Schaden anrichten zu können, einem Abgrunde zuwälzte. Ruggieri hatte die Jäger bereits nach Hause gesendet, und schlug dem Bruder

vor, auf einem kleinen Umwege sich nach der Gegend zu begeben, wo der Feuerstrom in den Abgrund stürzte. ‚Es sei dies,‘ sagte er, ‚ein Schauspiel, das er nicht oft genug genießen könne.‘ Francesco lächelte, da er wußte, daß der Bruder bereits öfter hingeritten war, was er jedoch mehr dessen Besorgnissen wegen der tiefer liegenden Kastanienwälder, als seiner Neigung zur Bewunderung dieses Naturereignisses zuschreiben zu müssen geglaubt hatte. Die Gegend, durch die beide Brüder ritten, war ein düsteres, mit Fichtenwald bestandenes, ziemlich zerklüftetes Gebirgsthal. Ruggieri ritt eine schlanke braune Stute von jener sicilischen Race, der man beim ersten Blicke ansieht, daß afrikanisches Blut in ihren Adern rollt, und welche die Leichtigkeit, Ausdauer und Ruhe des Rosses der Wüste als Erbtheil erhalten zu haben scheint; Francesco dagegen hatte den ihn von dem Bruder geschenkten, neapolitanischen Hengst bestiegen. Das Thier war edel und, so zu sagen, der vollendete Typus seiner Abstammung. Der breite Rücken, der starke Schweif, der gebogene Hals, das Feuer das in den großen Augen glühte, die sammetschwarze Haut, Alles trug den Stempel der einst als Schlacht=

roß, in späterer Zeit als Wagenpferd, sehr geschätzten, neapolitanischen, schweren Raçe. Das Thier war überaus unruhig, und hätte wohl einen Reiter, der seinem Gewerbe nach nicht blos Seemann gewesen, Noth gemacht. Der Lärm der Jagd, der äußerst unbequeme Weg, der kaum einen sichern Tritt darbot, die Nähe des Rosses, das Ruggieri ritt, hatten es so in's Feuer gebracht, daß Hals und Rücken mit Schaum bedeckt waren, die Schweißtropfen von seinen Flanken perlten, und es fortwährend auf den Zügel drängte. Ruggieri schien heute äußerst still und in sich gekehrt, er beantwortete die Fragen, die Francesco an ihn richtete, kurz abgebrochen, und in sichtbarer Zerstreuung, ohne Francesco anzublicken. So ritten Beide schweigend hinter einander her, und erreichten endlich ein Plateau, auf welchem sich ein, für den Beschauer sehr interessantes Schauspiel darbot. Ein langer schwarzer Streif, meist aus verkohlten Bäumen bestehend, zwischen denen sich weiße Dämpfe erhoben, zog sich von den Gränzen der Schneeregion abwärts.

Schon lange war ein sonderbares Rauschen, Rasseln und Krachen hörbar gewesen, und hatte, je näher

die Reiter dem Plateau kamen, von Minute zu Minute zugenommen. Hier angelangt, sah man die Veranlassung dieses Getöses. Ueber eine niedrige Felswand, deren Höhe etwa sechs bis acht Ellen betragen konnte, stürzte ein drei Ellen in die Breite haltender Lavastrom, in ein Ravin von eben solchem Durchmesser, jedoch von etwa zehn Ellen Tiefe, in welchem er weniger fortfloß, als vielmehr sich langsam fortschob, und in einiger Entfernung in einem Abgrunde verlor. Die Lava erschien nur flüssig und glühend, wo sie sich über den Abhang stürzte, wiewohl auch hier ihre Oberfläche mit großen, schwarzen, halb verglüheten Brocken bedeckt war. In dem Ravin sah man nur in einzelnen Spalten des dunkeln Stromes kleine blaue Flämmchen aufzüngeln, oder die flüssige Materie leuchten. Je näher die Reiter dem glühenden Stromfalle kamen, je unruhiger ward der Hengst, den Francesco ritt. Der Schwefeldampf, der über die Fläche des Plateaus vom Winde daher getrieben wurde, das Poltern und Krachen der über den Abhang stürzenden Stein- und Lavabrocken, das Sausen und Rasseln des sich langsam fortschiebenden Glutstromes, beunruhigten das Thier auf's Aeußerste.

Schnaubend, und jeden Augenblick stutzend, wenn ein neuer Dampfknäuel herantrieb und die Reiter einhüllte, ließ es sich nur durch das ruhige Beispiel der Stute, welche Ruggieri ritt, zum Vorwärtsgehen bewegen. Weder Güte, noch Strafe mit Sporn und Zügel, schienen auf das auf's Aeußerste aufgeregte Thier zu wirken.

„Wie es scheint bedarf das sonst wackere Roß einen tüchtigen Reiter, wenn es nicht gänzlich verdorben werden soll;" sprach Ruggieri kalt. „Es muß heran an die Lava, oder es prallt sonst vor jedem brennenden Kiehnspahn zurück."

Ohne sich um Francesco zu bekümmern, ritt Ruggieri bis an den Rand des Ravins, und sein Thier stand dort so fest, und so ruhig in den Graben hinabschauend, als ob auf dem Grunde desselben nicht ein Feuerstrom sondern Wasser flösse. Mit äußerster Mühe hatte Francesco sein Roß bis auf diesen Punkt bringen können, aber nur das Beispiel seiner Gefährtin konnte es hier fest halten, denn die Schenkel und den Hals vorgestreckt, den Leib zurückgebeugt, starrte es mit aufgeblasenen Nüstern, gesträubter Mähne und hochgeschwungenem Schweife in die

Tiefe, auf deren Grunde der rasselnde und rauchende Strom sich langsam fortwälzte. Laut athmete und schnarchte das scheue Thier, alle Muskeln des starken Bugs zitterten und zuckten.

„Ein gut gerittenes Roß, und ein tüchtiger Reiter müssen nicht Feuer und Wasser scheuen!“ sagte Ruggieri jetzt. „Hat der Letztere jenes in seiner Gewalt, so ist es nur ein Spaß, über einen so erbärmlichen Graben zu setzen, gleichviel ob ein Wasser- oder Feuerstrom in ihm fließt.“

„Bruder, Du wirst doch nicht“ — hob Francesco erschrocken an.

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Ruggieri. „Hin und zurück; es ist nur ein Kinderspiel.“

Mit den letzten Worten hob er den Zügel, er drückte der Stute die Sporen in die Seite; ein Zungenschlag, und das edle Thier setzte mit der Anmuth, Kraft und Schnelligkeit des Hirsches über das Ravin. —

Als das Roß, welches Francesco ritt, sich von seiner Gefährtin getrennt erblickte, schien es wie rasend zu werden. Schnarchend und wiehernd erhob es sich kerzengerade auf den Hinterfüßen. So wie es

sich niederließ, suchte es Francesco herumzuwerfen, um ihm den Anblick, der es so aufregte, zu entziehen, aber es gehorchte weder Sporn noch Zügel mehr. Mit einer furchtbaren Kraft erhob es sich zum Sprunge, um gleichfalls über den Graben zu gelangen. Der Sprung mißlang. Krachend stürzte es mit seinem Reiter in die Tiefe. — —

Ruggieri hatte eben sein Pferd umgewendet. Er sendete einen scheuen Blick in das Ravin, augenblicklich warf er aber sein Roß herum und jagte, wie von einem Dämonenheer verfolgt, auf jener Seite über das Plateau in den Wald. — — —

Die Trauerbotschaft, daß der jüngere Baron Malagamba auf der Jagd verunglückt sei, erfüllte in den nächstfolgenden Tagen die ganze Gegend. Der Bruder, vor dessen Augen das Unglück vorgefallen, setzte man hinzu, sei ganz untröstlich. Er mache sich, sagte man, die schmerzlichsten Vorwürfe, Jenem ein paar Tage vorher ein treffliches Roß, das indeß freilich schwer zu reiten gewesen, geschenkt zu haben. Gleichwohl habe Ruggieri den Bruder gewarnt, dieses Pferd doch ja nicht eher auf der Jagd zu reiten, bis er sich an dasselbe gewöhnt. Leider hätte sich dieser nicht an

die Warnung gekehrt, vielmehr in tollkühnem Muthe über den Hohlweg gesetzt, in welchem die Lava herabfließe, und so habe sich Francesco fast muthwillig seinen Untergang bereitet. Als man nun vollends vernahm, daß der Baron Malagamba seit jenem Unglücksfalle, ganz in Trauer versenkt, tagelang keinen Bissen Nahrung über die Lippen gebracht habe, und endlich dazu fast gezwungen werden mußte; daß er bei den Kapuzinern in Catania ein Todtenamt für Francesco halten lassen werde, das an Pracht die Beisetzung des vor Kurzem verstorbenen Vicekönigs überbieten solle, und daß an diesem Tage die Armen der ganzen Gegend gespeist werden würden, konnte man die brüderliche Liebe und Zärtlichkeit Ruggieri's nicht genug rühmen. —

Was Constanze bei diesem Vorfalle gelitten hatte, war kaum auszusprechen. Ihr Schmerz wurde noch dadurch erhöht, daß sie Niemanden hatte, gegen den sie ihn aussprechen durfte. Brunelleschi wäre vielleicht der Einzige gewesen, aber dieser schwärmte in Palermo, Syrakus und Messina herum; Niemand wußte wo er sich eben aufhielt. Es that ihr daher gewissermaßen wohl, daß Ruggieri jetzt oft auf dem

Schlosse ihres Vaters erschien. Die tiefe Trauer, der Schmerz des Barons, stimmten so zu ihrem eigenen, daß sie in dessen Anwesenheit eine Linderung ihrer Leiden fühlte. Ruggieri sprach überdies oft von dem Unglücklichen. Er rühmte die vielen trefflichen Eigenschaften des Bruders, und beklagte dessen trauriges Ende, wie er sagte, um so lebhafter, als er am Tage nach dem Tode desselben Documente aus Palermo zugesendet erhalten hätte, die den Lebenden überaus glücklich gemacht haben würden. Da Constanze wußte, welche Documente darunter nur gemeint sein könnten, so stieg Ruggieri, wegen der Uneigennützigkeit, die sich, wie sie meinte, so absichtslos kundgab, noch bedeutender bei ihr, als dies schon vorher durch seinen Schmerz der Fall gewesen war.

Der Tag der Todtenfeier Francesco's kam endlich heran. Mit fürstlicher Pracht war die Kirche der Kapuziner ausgeschmückt, und der Katafalk, der in der Mitte errichtet war, überbot an Größe und Ausschmückung bei weitem den, welcher bei dem Begräbnisse des Vicekönigs errichtet worden war. Bei der Feierlichkeit, der der ganze Adel der Umgegend beiwohnte, zerfloß Ruggieri fast in Thränen, und selbst

als die Anwesenden die Kirche bereits verlassen hatten, blieb er noch allein in derselben zurück, weil er, wie er sagte, noch einige Ave am Katafalk des Bruders beten wolle. Nach Verlauf von mehr als einer halben Stunde erhob er sich von den Knieen, und wollte zur Kirche hinausgehen, als ein Mann in Trauerkleidern hinter einem Pfeiler hervortrat, und ihn am Arme faßte. Es war Brunelleschi.

„Signor," sagte er, mit zusammengezogenen Augenbrauen, „es giebt Augenblicke, wo sich der Mensch auf einem Scheidewege zu befinden glaubt. Zwei Straßen liegen vor ihm, und er weiß nicht, welche er wandeln soll. Er fühlt sich wie festgebannt, denn an dem einen Arm hat ihn ein Engel, an dem andern der Teufel gepackt. In einem solchen Falle befinde ich mich in diesem Augenblicke."

„Ihr habt doch stets etwas Absonderliches!" erwiederte Ruggieri befremdet, aber mit dem Anscheine der Ruhe. „Ich weiß indeß nicht, ob die Stunde, welche zu der Todtenfeier meines Bruders bestimmt ist, auch gerade eine geeignete für mich sein dürfte, Eure Scrupel lösen zu können."

„Gewiß, Signor! Diese oder keine;" versetzte

der Ritter rauh. „Ueberdies würde es für uns Beide von Vortheil sein, denn was mich anlangt, so zeige ich lieber die Klauen, als daß ich sie einziehe, und Ihr, wenn Ihr auch der entgegengesetzten Meinung seid, wißt dann doch, was Ihr von mir zu erwarten habt.“

„Wäre ich nicht so traurig gestimmt, so müßte ich über Euch lächeln;“ erwiederte Ruggieri. „Sprecht deshalb, mein verehrter Freund, was Euch gutdünkt, und seid versichert, daß ich Euch ruhig anhören werde, selbst wenn es mich heute schmerzlicher als sonst berühren sollte.“

„O was das ‚Anhören‘ anlangt, daran zweifle ich nicht, es ist mir mehr um's Antworten!“ sagte Brunelleschi mit Geringschätzung im Tone, und indem er sich den Schnurrbart drehte. „Vor Allem beantwortet mir einige Fragen. — Wußtet Ihr, Signor, wen ich an jenem Abend, als wir wetteten, in der Hütte am Meeresufer bei Constanzen antreffen würde?“

„Nein;“ erwiederte Ruggieri kalt.

„Wißt Ihr wen ich angetroffen habe?“ fragte der Ritter Jenen scharf fixirend.

„Allerdings! Ihr trafet meinen Bruder;“ erwiederte Ruggieri mit der vorigen Ruhe. „Ich erfuhr dies zufällig einige Zeit darauf, als Francesco wieder mit Constanzen eine Zusammenkunft gehabt hatte, und konnte mir nun das absurde Gerücht, daß das Fräulein mit einem Geistlichen in einem Liebesverhältniß stehe, erklären, da der Umstand, daß Francesco einem geistlichen Ritterorden angehörte, die Veranlassung gegeben haben mochte.“

„Sprachet Ihr mit Francesco über sein Verhältniß zu dem Fräulein?“ fragte Brunelleschi weiter, indem er den Baron scharf beobachtete.

„Ich weiß nicht, wie Ihr eine solche Frage an mich richten könnt!“ erwiederte Ruggieri kopfschüttelnd. „Wie verletzend und beschämend hätte es für meinen Bruder sein müssen, wenn ich ihm auf diese Weise seinen Mangel an Vertrauen, indem er mir nichts von dem Verhältnisse eröffnete, und — wie soll ich es nennen, wenn ich dem Andenken des geliebten Todten nicht zu nahe treten will? — die Unzartheit, mich um Constanzens Hand werben zu lassen, obwohl er wußte, daß ich zurückgewiesen werden würde, hätte fühlen lassen sollen? — Nein, ich sagte nichts;

machte aber in Palermo um so eifrigere Anstalten, die Urkunden, welche den Besitz von Scanagallo betrafen, aufzufinden, denn ich wußte nun, daß es die Liebe zu Constanzen, und nicht Habgier oder Neid war, was den wackern Francesco so eifrig nach dem Besitz jener Herrschaft streben ließ."

„Und diese Urkunden" — sagte der Ritter, indem er den Baron so fest ansah, als ob er jeden Gedanken seiner Seele auf dessen Gesicht lesen wollte.

„Sie sind vorhanden!" unterbrach ihn Ruggieri unbefangen. „Ein paar Tage nach Francesco's Tode wurden sie mir zugesendet. Liegt Euch daran etwas Näheres darüber zu erfahren, so sprecht doch, wenn Ihr nach Palermo kommt, gelegentlich mit den Beamten des Archivs. Sie werden Euch sagen, wie lebhaft ich auf die Nachsuchungen gedrungen habe, und wie entschieden ich meine Ueberzeugung ausgedrückt, daß die Urkunden vorhanden wären."

Brunelleschi schwieg eine Weile starr vor sich hinblickend, dann sagte er zaudernd:

„Signor, einer meiner Leute war zufällig auf dem Gebirge, als Euer Bruder verunglückte, er be- sich kaum dreihundert Schritte von Euch." —

„Schade, daß er nicht näher war!“ unterbrach ihn ruhig der Baron. „Er hätte Euch sonst sagen können, welche Mühe ich mir gab, dem armen Francesco die Tollheit — denn ich muß es eine solche nennen — über den Graben setzen zu wollen, auszureden. Leider war alles Zureden umsonst. Kaum konnte ich ihn bewegen, mich zuerst das Wagstück versuchen zu lassen, wobei ich, offen zu gestehen, nicht ohne Besorgniß war. Bei alledem — Euer Diener wird es Euch wohl gesagt haben — setzte ich zuerst hinüber, da ich wußte, was auch Ihr, als ein Mann in jeder ritterlichen Uebung wohlerfahren, noch besser wißt, daß ein Roß viel besser springt, wenn ein anderes ihm vorangegangen ist.“

„Aber, sagt mir, mein werther Freund,“ sprach Ruggieri nach längerer Pause, in welcher der Ritter ihn schweigend angeblickt, mit dem sanftesten Tone seiner überhaupt so angenehmen Stimme, „was Euch veranlaßt mir Fragen vorzulegen, die mich nicht anders als höchst schmerzlich berühren können, und die ich nur aus Hochachtung für Eure, von Vielen verkannte, von mir aber stets nach Verdienst gewürdigte Gemüths- und Sinnesart, und weil ich glaube

daß Ihr ein wahrer Freund meines Bruders gewesen, beantwortet habe?"

„Per Baccho! Signor! Ein Freund Eures Bruders, und Constanzens dazu! Da trefft Ihr den Nagel auf den Kopf!" rief Brunelleschi heftig. „Euer Bruder war ein wackerer Mann, den ich fast durch einen Zufall — durch einen ganz infamen Zufall, Signor — in's Verderben gestürzt hätte, der aber werth war von dem Mädchen geliebt zu werden, das ein Engel ist, und was wir Beide nicht verdient haben. Nun habe ich aber mein Wort verpfändet, Francesco's und Constanzens Freund, und wenn es nöthig, ihr Rächer zu sein. Da mir nun wegen Dem und Jenem einige Zweifel aufsteigen, so kam ich her und legte Euch ein paar Fragen vor, die Ihr — denn man muß selbst dem bösen Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen — ganz gut beantwortet habt. — Ich hatte zwar, ehe ich kam, mich ganz besonders noch auf eine Hauptfrage gerüstet, ich wollte Euch nämlich fragen, ob Ihr nicht Lust hättet, Eure Hand auf diesen Katafalk zu legen, und laut und vernehmlich zu sprechen: ‚Ich Ruggieri, Baron Malagamba, versichere vor Gott, daß ich an

dem unglücklichen Tode meines Bruders Francesco keine Schuld habe, und aus solchem keinen Vortheil für mich zu ziehen gedenke;' aber ich habe mich über diesen Gegenstand anders besonnen, denn, könnt Ihr es mit gutem Gewissen thun, so legt Ihr die Hand darauf, und ich habe Euch durch den Verdacht unnütz gekränkt, was nicht meine Absicht ist, weil ich will, daß wenn einst der Tag kommt, wo wir die Spanier, unsere Unterdrücker, zum Lande hinausfegen, unter unserm Adel keine Zwistigkeiten herrschen sollen, seid Ihr aber — nun ich will nicht sagen, was — so legt Ihr die Hand auch auf den Sarg, und lacht Euch in die Faust. Ich sage Euch demnach blos: Ich nehme an, daß Ihr mit gutem Gewissen jene letzte Frage beantworten könnet. Könnt Ihr dies nicht; erweiset es sich, daß Ihr falsch gewesen, dann Signor, nehmt Euch vor mir in Acht! Ich bin dann Euer Todfeind."

Mit den letzten Worten machte Brunelleschi eine abschiednehmende Bewegung mit der Hand, und entfernte sich.

„Tropf!" sagte achselzuckend und höhnisch Ruggieri, und verließ langsamen Schrittes die Kirche.

Die Besuche des Barons auf dem Schlosse des Grafen Serra di Falco wurden jetzt immer häufiger. Mit einer unermüdlichen Geduld hörte Ruggieri die Bemerkungen des Alten, wie die Olivenpflanzungen, der Thunfischfang, der Weinbau, immer einträglicher zu machen seien, stundenlang an; eine Aufmerksamkeit, durch die sich der Graf sehr geschmeichelt fühlte. Mit Constanzen sprach er viel von den Vorzügen Francesco's, ohne jedoch mit einem Worte auf dessen Verhältniß zu dem Fräulein anzuspielen. Er rühmte dessen Biederkeit, sein ritterliches Wesen, und eine Menge anderer guter Eigenschaften, wobei er oft über dessen frühen Tod in Thränen zerfloß. So entspann sich zwischen Ruggieri, Constanzen, und dem Vater der Letztern, ein trauliches Verhältniß, das von Tage zu Tage zunahm, und vermöge dessen Ersterer bald wie ein Mitglied der Familie betrachtet wurde. In der That war der Umgang Ruggieri's dem Mädchen von jeher niemals unangenehm gewesen, nur dessen Werbung um ihre Hand, und ihr Verhältniß zu Francesco, hatte sie von ihm entfernt gehalten. Jetzt, wo Beides nicht mehr entgegenstand, fand sie solchen sogar recht angenehm. Der Baron war nicht ohne

Geist, im Gespräch höchst unterhaltend, er hatte viel gesehen, und wurde nach den Verhältnissen jener Zeit sogar als eine Art Gelehrter betrachtet, da er mehrerer Sprachen mächtig war. Was indeß Constanzen am meisten anzog, war der sanfte, wohlwollende Ton seiner Rede, in welchem sie oft die Stimme Francesco's zu vernehmen glaubte. — Von Brunelleschi war lange Zeit nichts zu hören. Wie es hieß schwärmte er auf dem Festlande Italiens, Andere sagten in Frankreich herum, und der alte Graf bejammerte um so mehr die, wie er sagte, so herrliche Tonnara, die nun gänzlich in Verfall kommen würde. Nicht wenig war daher Constanze erstaunt, als der Vater eines Tages mit einem Briefe in der Hand in ihr Zimmer stürzte.

„Denke einmal, Costanza!" rief er aus. „Brunelleschi ist des Hochverraths angeklagt, seine Güter sind mit Beschlag belegt, überall wird auf ihn Jagd gemacht! — Hier! Lies selbst die Ordre des Vicekönigs."

Das Mädchen nahm das Papier und las:

‚Da der Baron des Reiches, Bruno Brunelleschi, Ritter, in dringenden Verdacht gerathen, sich in eine

Verschwörung gegen unsern allergnädigsten Herrn den König eingelassen zu haben, auch, wie von einem angesehenen Mitgliede des Adels beschworen worden, geäußert hat: „daß einst der Tag kommen müsse, wo man die Unterdrücker Siciliens, die Spanier, zum Lande hinausfegen werde", so befehle ich, der Vicekönig, daß man den gedachten Bruno Brunelleschi, wo er sich auch betreten lasse, sofort ergreife, damit er wegen seines begangenen, oder doch intendirten Hochverraths zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden könne. Bis dies aber geschehen, sind die Güter des Angeklagten in Beschlag genommen, und der Verwaltung des Barons des Reichs, Ruggieri Malagamba, zum Besten der Krone übertragen worden.' ‚Alvarez de Luna.'

„Ruggieri," fuhr der Graf, nachdem Constanze den Brief gelesen, fort, „schreibt mir, daß es ihm Brunelleschi's wegen lieb sei, daß man ihm die Verwaltung der Güter übertragen, indem er solche, bis der Ritter sich gestellt und von der Anklage gereinigt habe, besser als Brunelleschi zu bewirthschaften gedenke, nur müsse er mich bitten, die Tonnara, mit der er sich nicht befassen könne, für den Betrag des

bisherigen Einkommens — des bisherigen, Costanza — in Pacht zu nehmen, was ich denn auch natürlich nicht abschlagen werde."

„Der arme Brunelleschi!" sagte Constanze mit mitleidigem Tone. „Ich habe ihn früher nie leiden mögen, weil er ein Wüstling, wild und ausschweifend ist, aber mir sagte einst Jemand, der ihn genau zu kennen glaubte, daß ihn mehr eine natürliche Heftigkeit, die er nicht zu bemeistern im Stande sei, als Schlechtigkeit des Characters, zu seinen allerdings nicht zu billigenden Streichen antreibe, und so will es mir nicht recht gefallen, daß Ruggieri, sein Bekannter, sein Nachbar, sich die Verwaltung der Güter übertragen läßt."

„Aus Freundschaft, Kind! Blos aus Freundschaft!" rief der Graf. „Wer weiß was aus den Besitzungen werden würde, wenn ein Fremder sich damit befaßte. Reinigt sich Brunelleschi von der Anklage, so findet er sein Eigenthum in einem Zustande, wie es nie gewesen. — O Du glaust nicht, Costanza, welch ein Ehrenmann Ruggieri ist, und ich wünschte nur, er erneuerte seine Bewerbung um Dich, denn ich hoffe, daß Du Dir die Sache ernst=

lich und besser als früher überlegt hast. Jetzt freilich hat er lange kein Wort mehr über die Verbindung fallen lassen, selbst wenn ich ihn absichtlich auf diesen Gegenstand zu bringen trachtete, und ich fürchte sehr, er hat seinen Vorsatz aufgegeben."

In der That hatte Ruggieri seit dem Tode Francesco's, so oft er auch seitdem das Fräulein gesprochen, nicht mit einer Sylbe des früheren Antrages erwähnt, und dieser Umstand die Unterhaltung zwischen Beiden nur um so unbefangener gestaltet. In der Zurückgezogenheit, in welcher Constanze lebte, war ihr jeder Besuch, der sich auf dem Schlosse des Grafen ohnehin nur sehr selten einfand, auf's Höchste willkommen. Sie hörte dann wenigstens von etwas Anderm als von den Wein- und Oelpreisen auf den Märkten von Catania und Messina, oder von der Witterung reden, welche den Thunfischfang mehr oder minder ergiebig machte. Unter den wenigen Besuchen aber, war ihr Ruggieri unstreitig der willkommenste. Seine Geistesfähigkeiten, seine gesellschaftlichen Talente, seine Unterhaltungsgabe, überragten bei weitem die aller Uebrigen. Nahmen auch sein mißgestaltetes Aeußere, seine unangenehmen Züge, im ersten Augen-

blicke gegen ihn ein, so verlor sich doch vermöge jener Eigenschaften, und seiner angenehmen Manieren, dies Gefühl immer mehr je öfter man ihn sah, und so fand man endlich seine Person nichts weniger als widerwärtig. Wie es Jedermann in Beziehung auf Ruggieri erging, so ging es auch Constanzen. Sie gewöhnte sich nach und nach so an seine Gesellschaft, daß sie immer sehr erfreut war, wenn er sich einfand, und es sie für den ganzen Tag in Mißstimmung bringen konnte, wenn er ausblieb, nachdem er zu kommen versprochen hatte. Letzteres war jetzt manchmal der Fall, und das Fräulein konnte sich dann nicht enthalten ihm darüber Vorwürfe zu machen. Weit entfernt sich geschmeichelt zu zeigen, daß Constanze seinen Besuch vermißt habe, sagte er eines Tages ganz trocken, daß das ungeheuer verwüstete Besitzthum Brunelleschi's gegenwärtig seine ganze Zeit in Anspruch nehme, daß er aber sehnlich wünsche, dieser Plage sobald wie möglich überhoben zu werden, da von dem Ritter die übelsten Nachrichten eingelaufen wären, und wohl kaum zu hoffen stünde, daß dieser sein Eigenthum je wieder erlangen würde, indem dessen Hochverrath vollständig erwiesen sei.

Er würde jetzt dahin trachten, die Verwaltung der Güter abzugeben, da er dem Besitzer einen Nutzen dadurch zu schaffen, keine Hoffnung habe, dieser es aber auch nicht einmal um ihn verdiene, da er sich in Genua, wo er sich jetzt befände, auf die gemeinste und böswilligste Weise über ihn ausgesprochen. Um sich dieser Sache mit einem Male zu entledigen, werde er nächster Tage nach Palermo reisen, Rechnung legen, und die Verwaltung aufgeben. Ob er für immer — wenigstens mehrere Jahre — in Palermo seinen Aufenthalt nehmen, oder wieder auf seine Besitzungen zurückkehren würde, hänge von einem Umstande ab, der nächstens zur Entscheidung kommen werde. —

Auf Constanzen machten die letzten Worte Ruggieri's einen sehr betrübenden Eindruck. Mit ihm schied ein lieber Bekannter, an dessen Umgang sie sich gewöhnt, und ihn immer mehr zu würdigen gelernt hatte. Jetzt sollte die Einsamkeit auf dem Schlosse des immer grämlichern Vaters eine Tiefe erreichen, wie solche noch nie gewesen. Zum ersten Male kam Constanzen der Gedanke in den Sinn: ob sie, wenn sie Francesco nicht gekannt, wohl die Bewerbungen

Ruggieri's abgewiesen haben würde, und was sie thun solle, wenn dieser sie erneuere? Daß von einem Wohlgefallen an seiner Person keine Rede sein könne, verstand sich fast von selbst, aber seine geistigen Vorzüge vor denen aller der Männer, die das Fräulein kannte, waren unbezweifelt. Daß Baron Malagamba einer der reichsten Edelleute in ganz Sicilien sei, war überdies allbekannt. Der letztere Vorzug war es nun besonders, der den Grafen, so wie Ruggieri die Gegend verlassen hatte, zu unaufhörlichen Vorwürfen gegen die Tochter anregte. Er stellte ihr fortwährend vor, welches Glück sie aus Eigensinn oder Mädchenlaune von sich gestoßen, und suchte seine Behauptungen vorzüglich darauf zu begründen, daß, nachdem sie früher die Bewerbungen Ruggieri's hartnäckig abgewiesen, sie gegenwärtig seine Nähe angenehm, und seine Besuche erwünscht fände. Da Constanze es nicht für angemessen erachtete, mit dem Vater über ihr früheres Verhältniß zu Francesco zu sprechen, so wußte sie diesen Beschuldigungen nichts entgegenzusetzen, als daß sie erwiederte: „Sie habe die Vorzüge Ruggieri's früher nicht so wie jetzt erkannt, und würde, wenn dies der Fall gewesen wäre, — viel-

leicht anders gehandelt haben.' Diese Antwort indeß, weit entfernt dem Fräulein Ruhe zu verschaffen, vermehrte nur die Vorwürfe des Vaters, und er schwor bei allen Heiligen, daß, wenn der Fall sich noch einmal ereigne, er Constanzen nur die Wahl zwischen einer Annahme der Bewerbung, oder dem Kloster lassen werde. Beide ahneten nicht, daß in Kurzem das Fräulein zu einer solchen veranlaßt werden würde. Wenige Tage nach der Abreise Ruggieri's, und als der Graf eben in Catania war, erschien einer der Dienstleute des Barons, welcher Constanzen zu sprechen verlangte. Er sagte, daß sein Herr zwei Schreiben mit der Bedeutung zurückgelassen habe, solche dem Fräulein zu übergeben, sie aber dann nur dem Letztern zu überliefern, wenn der Graf nicht daheim sei, weil es sich darum handle, diesem eine Ueberraschung zu bereiten. Mit Hast eröffnete Constanze den an sie gerichteten Brief. Ihr Herz klopfte hörbar, als sie ihn zu lesen begann; sie ahnete bereits den Inhalt. Sie hatte sich nicht getäuscht, Ruggieri hielt zum zweiten Male um ihre Hand an. —

Die Sprache des Briefes war ganz geeignet, die Achtung, welche das Fräulein für Ruggieri fühlte,

noch zu vermehren. Er sagte, er sei weit entfernt zu verkennen, daß sein Aeußeres weder auf Constanzen, noch sonst ein weibliches Wesen einen vortheilhaften Eindruck machen könne, er sei indeß mit der Sinnesart des Fräuleins hinlänglich bekannt um zu wissen, daß das Aeußere allein nicht deren Wahl entscheiden werde. Wenn er auch Constanzen leidenschaftlich liebe, so sei er doch resignirt genug, von ihr nur freundschaftliche, wohlwollende Gesinnungen zu verlangen. Ob er unter solchen Umständen hoffen dürfe, ihr seine Hand mit Aussicht auf Erfolg zum zweiten Male anbieten zu können, darüber habe er lange mit sich selbst im Streite gelegen, doch wage er es im Vertrauen auf das Wohlwollen, was sie ihm in letzter Zeit bezeigt. Er lege sein Geschick jetzt ganz allein in ihre Hand. Nur durch sie allein solle über seine Zukunft entschieden werden. Aus diesem Grunde habe er sich auch nicht an den Grafen gewendet, und er bäte das an diesen gerichtete Schreiben nur dann zu übergeben, wenn seine Bitte Erhörung fände. Er wisse, daß der Graf für die Verbindung gestimmt sei, und darum wolle er im Verneinungsfalle vermeiden, durch eine voreilige Kund-

gebung seiner Absichten, Constanzen trübe Augenblicke zu verursachen. Sein Herz, schloß er, habe ihn oft gedrängt, sich dem Fräulein gegenüber offen auszusprechen, aber er habe Constanzen nicht übereilen, sondern ihr Zeit zu einem Entschlusse lassen wollen. Die Antwort Constanzens werde entscheiden, ob er sogleich von Palermo zurück eilen, oder für immer dort seinen Aufenthalt nehmen solle.

Das Fräulein war auf's Aeußerste betroffen, als es diesen Brief gelesen hatte. Nicht Liebe war es, was Ruggieri verlangte, und diese, dies gestand sie sich, würde er ihr allerdings nie einzuflößen im Stande sein, aber eines herzlichen Wohlwollens für ihn war sie sich längst bewußt. War er nicht der Bruder des einst von ihr so heißgeliebten Francesco, und verdiente er nicht schon dieses Wohlwollen für die zarte Weise, mit der er seinen Antrag ganz allein in ihre Hände legte, während ihm sowohl wie ihr bewußt war, daß ein Wort, an den Vater gerichtet, sie unfehlbar gezwungen haben würde, ihre Einwilligung zu geben? Ueberdies war seit längerer Zeit, vorzüglich seit dem unglücklichen Ende Francesco's, der Aufenthalt in dem Hause des Vaters kaum mehr zu

ertragen. Täglich machte der Graf der Tochter Vorwürfe, daß sie die ihr gewordenen Heirathsanträge zurückgewiesen habe, und daß nach seinem Tode die in dem trefflichsten Zustande befindlichen Besitzungen an die Krone zurückfallen würden, während es, falls sie sich vermählt hätte, leicht gewesen wäre, die Uebertragung des Besitzes für diesen Fall auf seinen Eidam durchzusetzen. Constanze verhehlte sich auch nicht, daß das Erbtheil, über welches der Vater zu verfügen habe, nur ein sehr geringes sei, und daß, wenn die ansehnlichen Besitzungen an die Krone zurückfielen, ein kleines Jahrgeld im besten Falle Alles sein würde, was sie zu erwarten habe. Mehrere Tage brachte sie in solchen Betrachtungen zu, endlich entschloß sie sich, dem Vater Ruggieri's Brief zu übergeben. Daß sie damit zugleich ihre Einwilligung in die Verbindung mit Ruggieri gäbe, verhehlte sie sich nicht. Sie würde nicht auf eine frohe Minute in dem Schlosse Serra di Falco haben rechnen können, wenn sie nach Uebergabe des Briefes nochmals: ‚Nein‘, gesagt hätte. So nahm es auch der Vater. Eben von Catania, wo er große Verkäufe abgeschlossen hatte, zurückkehrend, war er bei Empfang des Briefes

in einer überaus guten Laune. Eine Erörterung der Bewerbung Ruggieri's hielt er für so vollkommen überflüssig, daß er die Zusage der Tochter ohne weiteres voraussetzte, und sie ein Glückskind nannte, indem sie eine Heirath einginge, um die sie alle Damen der Insel beneiden würden. Er habe nämlich von einem sehr zuverlässigen Manne in Catania vernommen, daß Brunelleschi, da er sich nicht zur Beantwortung der Klage gestellt, so eben als des Hochverraths schuldig in Palermo proklamirt worden sei, und daß man dort allgemein glaube, daß die Güter des Geächteten dem Baron Ruggieri Malagamba als Lehn würden übergeben werden. Wäre dies aber der Fall, so machte dereinst, wenn die der Serra di Falco hinzukämen, das Ganze ein Fürstenthum aus, mit dem sich selbst das des Fürsten von Butera, des ersten Barons des Reichs, nicht würde messen können. Als unter diesen Umständen Constanze gar nicht wagte, nur ein Wort des Widerspruchs zu äußern, fügte der Graf hinzu, daß er noch an demselben Tage einen Expressen an Ruggieri absenden werde, und das Fräulein ihre Einwilligung sogleich dem Baron in einem Briefe kundthun möge. Der Graf veran=

laßte die Tochter nun in seinem Beisein das Schreiben abzufassen, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als dasselbe schon nach Palermo unterweges war. — Wenige Tage später erschien Ruggieri auf dem Schlosse des Grafen Serra di Falco; er war gleich nach Empfang der Zusage Constanzens von Palermo abgereis't. Dem Fräulein hatte vor der ersten Zusammenkunft mit dem Verlobten gebangt. Einestheils war es ihr zu Muthe gewesen, als hätte sie an dem Andenken Francesco's einen Treubruch begangen, anderntheils fühlte sie, daß sie nicht im Stande sein würde den Zärtlichkeiten Ruggieri's in gleicher Weise zu begegnen. In der letztern Beziehung ward sie durch Ruggieri's Betragen jeder Bangigkeit überhoben. Es war nicht anders als es vor seiner Abreise gewesen war. In jedem Worte sprach sich die höchste Achtung, die innigste Freundschaft aus, aber er erlaubte sich kein Wort, keinen Blick, welcher Constanzen hätte in Verlegenheit setzen können. Das Fräulein erkannte dies Zartgefühl auf's Vollkommenste, sie sah ein, daß Ruggieri die Lösung der Frage: Ob sie ihm Gegenliebe gewähren würde? der Zeit überlassen wolle, und sie achtete ihn nur um

so höher. Je traulicher das Verhältniß Beider wurde, je mehr glaubte Constanze Ruggieri achten zu müssen. Die Milde seines Urtheils über Leute, die sie zu seinen erklärten Widersachern rechnen zu müssen glaubte, war es vorzüglich, was sie an ihm schätzte, und der Umstand, daß ihr Verlobter sie oft in seinen Angelegenheiten um ihre Meinung fragte, schmeichelte ihrem Verstande.

Beides trat besonders hervor, als er eines Tages einer Mittheilung Brunelleschi's erwähnte. Wie er sagte, hatte man ihm gleich bei seiner Ankunft in Palermo die Belehnung mit den Gütern Brunelleschi's angetragen. Längere Zeit habe er sie ausgeschlagen, endlich aber unter der Bedingung annehmen wollen, daß man dem Unglücklichen aus dem Ertrage derselben eine lebenslängliche Rente aussetze, deren Höhe er nach dem Einkommen, das Brunelleschi, welcher von Wucherern stets furchtbar betrogen worden, von den Gütern bezogen habe, berechnete. Dies Gesuch sei von dem Vicekönige abgeschlagen worden, weil man durchaus nicht zugeben könne, daß einem Hochverräther ein Jahrgehalt ausgezahlt werde. Als Brunelleschi erfahren, daß seine Be=

sitzungen als Lehn an Ruggieri übergeben worden, habe er, seinem ungestümen Character nach, einen Brief voll der größten Drohungen an den Letztern geschrieben, und dies habe dann dazu beigetragen, daß dieser die Besitzungen auch ohne jene Klausel angenommen. Bei alledem, und obwohl Brunelleschi durch seine Verbrechen und sein ganzes wüstes Leben im Grunde keine Berücksichtigung verdiene, wolle er dennoch, die Lage des Unglücklichen bedenkend, dessen Zukunft sichern, und ihm, ohne daß der Name des Gebers genannt würde, jene Rente zukommen lassen, und er bitte nun Constanzen zu überlegen, wie dies am besten anzufangen sei?

Das Fräulein war ganz hingerissen von dem Edelmuthe ihres Verlobten, welcher, obwohl er Brunelleschi als seinen Todfeind, als Mitbewerber um ihre Hand, und als Verbrecher hassen mußte, dennoch auf eine so zarte und anspruchslose Weise für dessen Zukunft Sorge tragen wollte, und sie fühlte sich gedrungen Ruggieri ihre Empfindungen mitzutheilen. Lächelnd hörte sie dieser an, er drückte ihre Hand an seine Lippen, und meinte: „Er habe im Grunde gar kein Verdienst dabei, und thäte es mehr weil Con-

stanze dann und wann an dem Schicksale Brunelleschi's eine mitleidsvolle Theilnahme gezeigt habe.'

Bis jetzt hatte das Fräulein den Termin der Vermählung immer noch hinauszuschieben gesucht, so sehr auch der Vater deshalb in sie gedrungen, und es war ihr um so leichter geworden, als Ruggieri dann stets gemeint, daß die Festsetzung desselben, so sehnlich er auch die Beschleunigung wünsche, nur von Constanzen abhängen dürfe. Heute sprach der Vater wieder davon, Ruggieri schwieg zwar, aber er sah die Verlobte bittend an, das Mädchen war noch ergriffen von Ruggieri's Edelmuth, und bestürmt von dem Zureden des Vaters, bestimmte Constanze den Tag der Vermählung. —

Die Anstalten, welche Graf Serra di Falco machte, um die Hochzeitsfeier der Tochter würdig zu begehen, gingen in's Unglaubliche. Wie Alle, denen bekannt ist, daß sie der Knickerei beschuldigt werden, nach langem Schwanken und Kampf mit sich selbst, endlich eine sich darbietende Gelegenheit ergreifen, bei welcher sie ihre Verläumder glänzend widerlegen zu können meinen, und nun in einer Art Desperation für diesmal einen Aufwand machen, der fast Ver-

schwendung genannt werden könnte, so hatte auch der Graf Anstalten getroffen, die der Hochzeitfeier einer Königstochter genügt haben würden. Der hohe Adel Siciliens war fast ohne Ausnahme geladen, und da es unmöglich gewesen wäre alle Gäste auf dem Schlosse des Grafen unterzubringen, so hatte er alle nur zu vermiethenden Wohnungen Catania's für diesen Zweck in Beschlag genommen. Die Festlichkeit selbst sollte acht Tage dauern, und für jeden dieser Tage war eine besondere Hauptlustbarkeit bestimmt. Alle Jagden, Ringelrennen, Schifferstechen, und wie die größern Vergnügungen immer genannt werden mochten, schienen indeß dem Grafen noch nicht hinreichend, er ließ in Malta und auf dem Festlande bekannt machen, daß Schauspieler, Luftspringer, Ringer, so viel deren auch immer sich einfinden würden, ihm willkommen wären, und reichlich belohnt werden sollten; ja in Angst, deren noch nicht genug zusammen zu bekommen, schickte er sogar eine schnellsegelnde Speronara nach Tunis, um von dort eine Bande sogenannter ‚Mohrentänzer‘ zu holen.

Der festgesetzte Tag rückte indeß immer näher, und es wimmelte endlich in Catania von Fremden.

Zufolge der Anordnungen des Grafen, sollte die Trauung des Paares in der Kathedrale von Catania stattfinden, von dort sich Alles in einem feierlichen Zuge, in schöngeschmückten Barken, nach dem Schlosse Serra di Falco verfügen, und nach einem Festmahle ein Tanz beginnen, wobei Masken erscheinen würden. Ein solcher Tanz war bei allen Hochzeitfeierlichkeiten jener Zeit eine stehende Belustigung, die niemals fehlen durfte. Sie war aus den verschiedensten Gründen sehr beliebt. Die Einen gedachten sich in der Maskenkleidung so gewandt als vortheilhaft zu zeigen, sie ordneten sich in die anmuthigsten geschmackvollsten Aufzüge und Quadrillen, und wendeten Alles an, was das Auge auf sich ziehen konnte; Andere erschienen in abentheuerlichem Putze, sie stellten lustige Personen und Carrikaturen der damaligen Zeit dar, und benutzten die Gelegenheit, das Brautpaar durch allerlei oft ziemlich derbe Späße zu necken und in Verlegenheit zu bringen; noch gab es welche, die, ohne erkannt werden zu wollen, den jungen Neuvermählten in den verschiedensten Vermummungen theils werthvolle, theils zu Scherzen Veranlassung gebende Geschenke darbrachten, und so war denn der Tanz

am Hochzeitsabend eine äußerst beliebte, und als besonders interessant geltende Festlichkeit. Was dieselbe außerdem den schadenfrohen, oder neidischen Gemüthern unter den Gästen noch sehr pikant machte, war der Umstand, daß sich unter den Masken dann und wann auch ein abgewiesener Bewerber, oder eine verschmähte Geliebte des Bräutigams, einfand, welche, da es ganz gegen alle Courtoisie gewesen wäre, Jemanden gegen seinen Willen zur Demaskirung zu zwingen, überdies aber an solchen Abenden die größte Maskenfreiheit herrschte, ihrem verhaltenen Groll in allerlei giftigen Andeutungen oder Darstellungen Luft machten, und dann unerkannt wieder verschwanden.

Fast die ganze Umgegend war an dem Trauungstage nach Catania geströmt. Die Vermählung des Barons Malagamba, mit der Tochter des Grafen Serra di Falco, war für die Bewohner der ganzen Provinz ein bedeutendes Ereigniß. Die Straßen, durch welche die Verlobten kommen mußten, um sich nach einem Palaste zu begeben, von wo aus der Zug nach der Kathedrale gehen sollte, waren voller Menschen. Ein tausendstimmiges: ‚Evviva!‘ ertönte, als Constanze in vollem Glanze ihrer Schön=

heit aus der Sänfte, und die Stufen der Treppe hinanstieg. Bald kam auch Ruggieri. Er war zu Pferde, und von einer Anzahl seiner Freunde und den bedeutenderen Untersassen umgeben. Eben war er vom Rosse gestiegen, als ein Mann, den seine Tracht als einen Bewohner Malta's kenntlich machte, zu ihm trat, und ihm einen Brief überreichte.

„An den Baron Ruggieri Malagamba!" sagte er. — „Es bedarf keiner Antwort;" setzte er hinzu und verlor sich bald darauf unter der Menge.

So wie Ruggieri sich einen Moment in ein Kabinet begeben hatte um sich anzukleiden, betrachtete er den Brief von allen Seiten. Das Siegel schien ihm bekannt, denn er riß es heftig aus dem Wachs, und öffnete schnell das Schreiben. Er schrak unwillkürlich zusammen; der Schreiber des Briefes war Brunelleschi, und der Inhalt folgender:

„Die Zeit ist gekommen, Ruggieri Malagamba, wo ich mit Euch Rechnung halten muß. Dies soll jedoch nicht geschehen in Eurer Weise, nämlich tückisch, und mit Hinterlist, es sei denn daß Ihr mich dazu zwinget. Offen und im Licht des Tages will ich Euch beweisen, daß Ihr ein Elender seid.

Es bedarf es kaum, Euch das Register Eurer Sünden vorzuhalten. Euer Bruder Francesco war Euch mit seinen Ansprüchen auf Scanagallo, und die Hand Constanzens im Wege. Ihr kanntet sein Verhältniß zu dem Fräulein. Aus diesem Grunde hetztet Ihr mich mit einem vergifteten Degen auf Francesco, und als dies Bubenstück Euch nicht gelang, entledigtet Ihr Euch des Bruders auf eine Weise, die nicht besser war als ein Mord. Als Ihr muthmaßtet daß ich Euch durchschaute, suchtet Ihr auch mich zu verderben, und Ihr thatet dies, indem Ihr aus einer Aeußerung traulichen Gesprächs eine Anklage auf Hochverrath zu begründen wußtet, und Eure Aussage beschwort. Da ich mich dem entschiedenen Untergange durch die Flucht entzog, so warft Ihr die Maske ab, und triebt die Schändlichkeit so weit, Euch mit meinen Gütern belehnen zu lassen. So eben vernehme ich noch, daß Ihr auch die Frucht des Verraths an Eurem Bruder, die Hand Constanzens, Euch zu eigen zu machen sucht. Constanzen trifft deshalb kein Vorwurf; sie kennt Euch nicht, aber ich kenne Euch. Und so sage ich Euch denn, daß das Maaß Eurer Verbrechen voll ist, und daß

ich auftrete als der Rächer Francesco's, und als mein eigner. Ich fordre Euch daher hiermit zu einem Kampfe auf Dolch und Schwerdt, und zwar werdet Ihr mich finden in la Valetta auf Malta, wo ich Schutz und Sicherheit gefunden. Seid Ihr gesonnen Euch einzustellen, so soll dies ein Zeichen sein, daß Ihr an dem Tage, wo Ihr dies Schreiben erhaltet, Eure Schärpe mit einem schwarzen Bande bindet, und ich nehme dann an, daß Ihr am vierzehnten Tage nachher, unfehlbar, Euch in benannter Stadt einstellet. Tragt Ihr dieses Band nicht, oder Ihr tragt es, und kommt dennoch nicht — denn einem Elenden wie Ihr seid, ist Alles möglich — so wahret Euer Haupt. Dieses ist dann verfallen

Eurem Feinde

Bruno Brunelleschi.'

„Dieser Dummkopf will mich hetzen!" sagte verächtlich lächelnd Ruggieri, indem er, den Brief in kleine Stücke reißend, langsam und nachdenkend im Zimmer auf und abging.

Nach einer kurzen Zeit trat ein Leibdiener herein, welcher die Staatskleider des Barons auf dem Arme trug; er begann sie seinem Herrn anzulegen.

„Höre, Adriano!“ hob der Baron auf eine Weise an, als ob er sich plötzlich auf etwas besänne. „Kennst Du den Matteo, den die Leute sonst auch ‚il greco‘ nennen?“

„Den Einäugigen? Sie heißen ihn auch wohl ‚den Banditen;‘ o ja, Monsignor —“

„Nennt man ihn auch so?“ unterbrach der Baron den Diener mit dem sanftesten freundlichsten Tone. „Nun er mag wohl in früherer Zeit allerlei böse Dinge verübt haben, aber jetzt hat er sich gebessert, wie mir unser Herr Pfarrer sagte. — Dem armen Kerl geht es schlecht, er klagte mir neulich seine Noth, ich versprach an ihn zu denken, habe indeß gänzlich seiner vergessen. Bei Gelegenheit meiner Vermählung möchte ich gern etwas Gutes thun, und was wäre wohl besser, als aus einem reuigen Sünder einen braven Mann zu machen. So sage doch also dem Matteo, daß er sich morgen in aller Frühe bei mir einfinde. — Aber was ist das?“ rief er lebhaft. „Warum bindest Du meine Schärpe mit einem schwarzen Bande?“

„Verzeiht, Monsignor!“ entgegnete der Diener

befremdet, indem er das Band auseinander rollte. „Es ist schwarz und gelb, Eure Wappenfarbe.“

„Hm, ganz recht! — Du hast recht!“ versetzte der Baron einen Augenblick nachdenkend. — „Aber nein! Nimm ein scharlachrothes Band. Heute will ich nichts Schwarzes an mir haben.“ — —

Zwei Stunden später war Constanze Ruggieri's Gemahlin. — Sie weinte heftig während der Trauung, sie dachte an Francesco, und wie sie mit ganz andern Empfindungen mit ihm vor dem Altar gestanden haben würde, dann aber dachte sie auch daran, daß Ruggieri Francesco's Bruder, und ein edler Mann sei, an dessen Hand sie wenigstens nicht unglücklich zu werden fürchten dürfe; und wenn sie unter solchen Umständen auch keine frohe Braut genannt werden konnte, so war sie doch eine zufriedene.

So wie die Trauung beendigt war, begab sich der glänzende Festzug nach dem Hafen. Hier lagen zahlreiche Bote, deren Ruderer meist in die Farben des Grafen, — denn dieser hatte nichts gescheut den heutigen Tag glänzend zu machen — andere aber auch in die ihrer Herren gekleidet waren. Bunte Flaggen mit den Wappenfarben der anwesenden Adels=

familien wehten von den Masten. Bald steuerte das Boot, das die Neuvermählten und den Vater Constanzens an Bord hatte, aus dem Hafen. Barke an Barke, umschwärmt von kleinen Barken der Einwohner von Catania, folgte dem Vorangehenden, und so wie der Zug das höhere Meer erreichte, segelte die buntbewimpelte Flotille mit einem frischen Winde längs der Küste nach Norden. —

Das Festmahl, welches die Gäste auf dem Schlosse des Grafen angerichtet fanden, war in allen Beziehungen prachtvoll zu nennen. Nichts war gespart, was unter die Köstlichkeiten der Tafel jener Zeit gerechnet werden konnte, und Alles war im größten Ueberflusse vorhanden. Der Graf war heute, sowohl Hinsichts seiner Gastlichkeit, wie seiner Laune, ein ganz anderer Mann als sonst. Muntere Einfälle der ausgelassensten Art entströmten dem Munde des sonst so mürrischen Alten. Unaufhörlich ermunterte er seine Gäste es sich wohl sein zu lassen, und gab endlich in fröhlichem Muthe schmunzelnd zu verstehen, daß heute Abend, beim Tanz, den Gästen noch gar allerhand lustige Ueberraschungen bevorständen.

Der Abend kam endlich heran, und mit ihm be-

gann auch das Tanzfest. Im Anfange erschienen die Gäste noch alle in ihrem festlichen Putze, aber bald verloren sich Mehrere, und an ihrer Statt traten Bewohner aller Länder der bekannten Erde in den Saal. Die Masken damaliger Zeit waren in vielen Beziehungen freilich nicht mit denen späterer Jahrhunderte zu vergleichen. Sah man auch gold- und schmuckbedeckte Saracenen, Mohrenkönige und Königinnen, den alten Artus nebst Ginevra und der ganzen Tafelrunde, so wie alle Götter und Göttinnen des Olympos sich bei solchen Gelegenheiten einfinden, so nahm man es dennoch mit dem Kostüm nicht sehr genau, und die Geschichte jenes unglücklichen Monarchen, der als sogenannter ‚wilder Mann' erschien, und, da er über und über mit Werg, das mit Harz angepicht, bedeckt war, jämmerlich verbrannte, ist bekannt genug. Würden also die in dem Schlosse Serra di Falco erschienenen Maskenzüge auch nicht den Anforderungen der Jetztzeit entsprochen haben, so waren sie doch für die damalige so prachtvoll als sinnreich ausgedacht zu nennen. Nicht nur daß der Schah von Persien, der Chan von Katai, mit ihren Harems sich einfanden, und allerlei abentheuerliche

Tänze ausführten, daß die edle Ginevra mit ihrem Lancelot sich in einem zierlichen pas de deux, Angesichts des Königs Artus und der ganzen Tafelrunde, sehen ließen, auch der Braut und dem Bräutigam allerlei Geschenke überreichten, auch selbst der alte Empedocles, der vor ein paar tausend Jahren in den Krater des Aetna gesprungen war, fand sich ein, und nachdem er ein zierliches Solo getanzt, legte er um zu beweisen, daß die Sage von seinem Pantoffel falsch sei, ein paar niedliche, goldene Pantöffelchen zu Constanzens Füßen nieder.

Die Idee des alten Philosophen ward von den Anwesenden überaus sinnreich gefunden, und man wußte kaum, ob man dieser, oder einem Aufzuge, in welchem Paris mit den drei Göttinnen erschien, und Venus sehr anspruchslos erklärte, daß nach gehöriger Ueberlegung ihr die Ueberzeugung geworden, daß der Preisapfel eigentlich Constanzen gebühre, mehr Beifall schenken sollte.

Um die Huldigungen der wirklichen wie der Fabelwelt angemessen zu empfangen, hatten Ruggieri und seine Braut am obern Ende des Saales eine Ruhebank eingenommen, die mit Sammet und Seide,

und fast wie ein Thron ausgeschmückt worden war. Mitten in dem ausgelassensten Jubel, den selbst der Graf theilte, war das Brautpaar am ernstesten. Ruggieri erschien ziemlich zerstreut, und dann wieder in tiefes Nachdenken versunken, Constanze fühlte eine Angst, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Es war ihr, als müsse sich etwas Erschreckendes, etwas Störendes ereignen, und doch schalt sie sich wieder wegen dieses Gefühls, zu dem sie ganz und gar keine Veranlassung sah. Da sie ähnliche Maskenaufzüge, wie die bis jetzt erschienenen, bereits oftmals gesehen hatte, so waren diese auch eben nicht geeignet, ihre Aufmerksamkeit besonders zu erregen, aber plötzlich war Letzteres der Fall, als sich das Gerücht im Saal verbreitete, daß ein ganz besonderer, interessanter allegorischer Aufzug nahe. Ein solcher war in jener Zeit gerade das Modernste, das Ausgesuchteste was man kannte, und Jeder suchte durch die Erklärung der Allegorien seinen Scharfsinn darzulegen, was durch die Dunkelheit derselben oft ziemlich erschwert wurde. Hatte einer dergleichen besondern Beifall gefunden, so nahmen die Darsteller nach Beendigung ihrer Aufgabe auf den Ruf: „Die Masken

ab!' gewöhnlich die Larve von dem Gesicht, doch war dies ganz von ihrem freien Willen abhängig, und es geschah meistens nur um die allgemeinen Belobungen einzuernten; hatten sie indeß keine Lust dazu, so entdeckten sie sich nur der Person, zu deren Ehre das Fest angestellt war, oder sie unterließen es auch gänzlich. Der Aufzug, der diesmal in den Saal trat, war nicht besonders zahlreich an Theilnehmern, sonst aber ziemlich auffallend. Es waren zwei Personen, phantastisch in Scharlach gekleidet. Ihre Tracht war nach spanischem Schnitte. Die Seide ihrer Bekleidung war mit Stickereien verziert, auf ihren Baretten schwankten scharlachrothe Federn. Die eine Person war groß und stark gebaut, die andere nur von Mittelgröße. Auf einem geschmackvoll verzierten scharlachrothen Sammetsessel trugen sie eine dritte Person. Vielleicht war es auch nur eine Puppe, denn sie regte kein Glied. Diese war in Schwarz gekleidet, und hatte auf der Brust eine Silberstickerei, in welcher das Wort: ‚Tristitia' zu lesen war. So wie die Fremden einen Umzug im Saale gehalten, und sich vor dem Grafen und den Brautleuten verneigt hatten, setzten sie den Sessel mitten im Saale

nieder, und begannen vor, und um denselben, einen sehr kunstreichen, allegorischen Tanz. Die Bewegungen waren überaus grotesk und kühn, das Ganze drückte indeß, gegen das Ende, Traurigkeit aus. Diese ward besonders dadurch bezeichnet, daß die Tänzer durch mimische Darstellungen zeigten, daß sie im Begriff seien die mitgebrachte dritte Person zu begraben.

So wie die Tänzer auf einen Augenblick innehielten, erscholl in dem Kreise, der sich um sie gebildet hatte, ein rauschender Beifall, und ein allgemeines Gemurmel entstand nun, da Jeder der Erste sein wollte, der den Sinn der Allegorie erriethe.

„Ich hab's!" rief endlich ein alter Abbate. „Der Sinn der Darstellung heißt: ‚Memento mori!'"

Der größte der beiden Tänzer schüttelte das Haupt.

„Nichts da!" rief der alte Graf Serra di Falco, ein wenig vom Syracuser angeregt. „Es heißt: ‚Ein Jeder tanzt dem Grabe zu.' — Da war neulich ein Künstler in Catania, ein Deutscher, ein komischer Kerl, der hatte eine Tafel gemalt, wo der Tod mit dem Papst, dem Kaiser, dem Bischof, und einer Menge anderer Personen ein Tänzchen macht, und

wäre der Signor nicht ein Preller gewesen, so hätte ich die Schnurrpfeiferei gekauft. — Das hier aber bedeutet die nämliche Geschichte."

Der Tänzer schüttelte wieder mit dem Haupte.

„Mich will bedünken," sagte ein Doctor aus Syracus, der wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt war, „diese Personen wollen das Sprüchlein darstellen: ‚Nemo ante mortem beatus!' Sagt doch schon jener berühmte heidnische Dichter in seinen ‚tristiis' —"

Das Wort erstarb ihm im Munde, denn der Tänzer schüttelte.

„Wie kann man da lange im Zweifel sein!" sprach Ruggieri leicht. „Die Darstellung bedeutet den ‚Sieg der Freude über die Traurigkeit.' Die Letztere wird von der Ersteren begraben."

„Evviva!" erscholl es rings im Kreise, denn der Tänzer machte gegen Ruggieri eine tiefe, bejahende Verbeugung.

„Trefflich! — Ausgezeichnet! — Sehr sinnreich!" riefen zwanzig Stimmen. — „Herunter die Larven!"

Der Tänzer machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte, dann verbeugte er sich gegen Rug-

gieri, und deutete mit dem Finger erst auf die Larve, dann auf ein Nebengemach, wobei er einige tanzende Bewegungen machte.

„Ich verstehe!“ sprach der Baron lächelnd, indem er sich erhob. „Die Sache ist erst halb beendigt; vorher aber wollen die beiden geehrten Masken sich mir allein zu erkennen geben, und dann ihren Tanz fortsetzen.“

Beide Tänzer verbeugten sich tief, ergriffen den Sessel mit der Puppe, und folgten dann dem Barone in das nahe Brautgemach, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß.

Die Belustigung hatte indeß ihren Fortgang. Immer noch erschienen neue Masken, immer noch füllte sich der Saal.

Eben war wieder eine Pause eingetreten, als jene beiden Tänzer auf's Neue erschienen. Ihr Aeußeres hatte sich inzwischen gänzlich verwandelt. Sie waren jetzt in schwarzen Sammet gekleidet. Die Figur, welche sie, wie das vorige Mal, bis mitten in den Saal trugen, war dagegen roth angezogen. Auf der Brust war das Wort ‚Vendetta‘ in schwarzen Buchstaben zu lesen.

So wie sich wieder ein weiter Kreis um die Fremden gebildet hatte, begannen sie einen neuen mimischen Tanz. Er war noch viel trauriger als der erste; er enthielt die Darstellung des höchsten Schmerzes.

Auf Constanzen machte das Ganze einen höchst ängstlichen Eindruck. Sie wollte Ruggieri um die Bedeutung der Allegorie fragen, aber das Gewimmel in dem Saale, wo mehrere hundert Menschen sich durch einander drängten, machte es ihr unmöglich ihn zu Gesicht zu bekommen.

Der Fortgang des mimischen Tanzes war von Minute zu Minute immer eigenthümlicher geworden. Bald umkreis'ten die beiden Schwarzen den Sessel wie wüthende Bachanten, bald umschritten sie ihn wie Leidtragende, und tanzten bis über die Schwelle der Saalthür. Letzteres hatte bereits zwei Mal stattgefunden, jetzt tanzten sie zum dritten Mal zur Thüre hinaus. Da es mehrere Secunden dauerte, ohne daß sie wieder im Saale erschienen wären, so glaubte man allgemein, daß sie eine neue Ueberraschung vorhätten, und entweder in einer andern Gestalt, oder mit mehreren Genossen wieder eintreten würden.

Diese Erwartung ward jedoch nicht erfüllt. Fast eine halbe Viertelstunde verging, die Fremden ließen sich nicht wieder blicken. Aller Augen waren fortwährend nach der Thüre gerichtet, endlich ging der Hausherr in's Vorzimmer, sich nach ihnen zu erkundigen. Während seiner Abwesenheit ergingen sich die Gäste in allerlei Deutungen des Tanzes. Niemand wußte indeß eine nur einigermaßen angemessene zu finden.

Eben erschien der Hausherr wieder.

„Ein komisches Räthsel, meine Herren und Damen!" rief er aus. „Als ich mich im Vorzimmer nach den beiden Fremden erkundige, sagt man mir, daß sie hastig zur Thüre hinaus und die Treppe hinabgegangen wären. Ich sende sogleich einen Diener nach, um zu hören was aus ihnen geworden. Nach längerer Zeit kommt dieser zurück, und sagt mir, daß die Unbekannten auf's Eiligste zum Burgthore hinaus, und dem Meeresufer zugeeilt wären, dort hätten sie eine Barke bestiegen, die auf sie zu warten geschienen. Letztere hätte sogleich Segel aufgezogen, und wäre in See gegangen."

Ein allgemeines Gemurmel des Erstaunens durchlief den Saal.

„Dem Anscheine nach," sagte munter der Graf, indem er auf die Figur auf dem Sessel deutete, „bleibt nun weiter nichts übrig, als den stummen Gefährten der schwarzen Tänzer einstweilen in Verwahrung zu nehmen, bis sie ihn wieder abholen. Hier möchte er uns ein wenig im Wege sein."

„Richtig!" rief einer der Gäste lachend. „Aber da wir nicht das Antlitz seiner Gefährten gesehen haben, so will ich wenigstens dem Signor die Larve lüften."

Unter Gelächter der Anwesenden riß er der Figur die Larve ab. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens tönte durch den Saal. Ruggieri's todtenblasses Gesicht kam zum Vorschein. Er hatte einen Strick um den Hals. Er war erwürgt. —

Constanze stürzte ohnmächtig zur Erde. — — —

Es war am Jahrestage des unglücklichen Festes, als Constanze schwarz gekleidet, einen langen wallenden Schleier über dem Haupte und ein Buch in der Hand, sich in der Kirche der Franciskanernonnen zu Catania auf einem Betschemmel niederwarf, und dort inbrünstig betend fast in Thränen zerfloß. Nach

langer Zeit erhob sie sich, und ging mit schwankendem Schritt nach der Treppe, die zu den Zimmern der Aebtissin führte, in denen sie bald darauf verschwand. Wenige Tage später verbreitete sich das Gerücht, daß die schöne einzige Tochter des vor drei Monaten verstorbenen Grafen Serra di Falco sich in dem gedachten Kloster als Novize befinde. So war es auch. Bald nach dem Wiedererstehen von einer langen Krankheit, welche der Schreck über die Ermordung Ruggieri's dem Fräulein zugezogen, hatte Constanze dem Vater ihren festen Entschluß, in ein Kloster zu gehen, kundgethan, und dieser entweder aufgegeben, oder auf bessere Zeiten verschoben, weiter in sie zu dringen, hatte denselben zu billigen geschienen. Eine auszehrende Krankheit, die den Grafen bald darauf befiel, hatte seinem Leben später ein Ende gemacht, und ein Verwandter gleichen Namens erschien, mit einem neuen Belehnungsbriefe in der Hand, um die Herrschaft in Besitz zu nehmen. Zwar war Constanze nicht unvermögend, ihr Loos völlig gesichert, aber der grausame Tod beider Brüder hatte sie auf den Gedanken kommen lassen, daß jeder, dem sie als Braut die Hand reiche, dem Untergange

geweiht sei, und dies hatte ihren Entschluß, Nonne zu werden, herbeigeführt.

Der Tag, an welchem Constanze als solche eingekleidet werden sollte, kam endlich heran. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte die Kirche; Jeder wollte die Gräfin Serra di Falco, berühmt wegen ihrer Schönheit und Frömmigkeit, sehen. Als sie — zum letzten Male für das Leben — in vollem Putz zum Altare trat, als, unter den üblichen Ceremonien, sie dessen entkleidet, das lange Haar abgeschnitten, und die Kutte ihr übergeworfen wurde, da schluchzte Alles laut, nur Constanze allein weinte nicht; sie schien ruhig und ergeben. Plötzlich entstand ein Gedränge in der Versammlung.

Ein Pilger, groß und stark von Figur, in schwarzer Kleidung, stürzte herbei, wie außer sich warf er sich vor Constanzen auf die Kniee, und seine Hände zu ihr emporstreckend, rief er mit erschütternder Stimme: „Heilige Schwester, erbarmt Euch eines großen Sünders! Betet für einen Unglücklichen, der sich auf der Wallfahrt nach San Jago befindet!"

Constanze blickte ihn einen Moment schweigend an, dann sagte sie:

„Bereuet was Ihr gethan, und Gott möge Euch vergeben!“ —

So wie sie diese Worte gesprochen, drückte der Fremde den Saum von Constanzens Gewand an die Lippen, ergriff hastig, und, als ob er sich ein Andenken an diese Stunde sichern wolle, eine von Constanzens Locken, die ein Diacon auf einer silbernen Schüssel in den Händen hielt, und verlor sich augenblicklich unter der Menge.

Dieser Pilger war Brunelleschi. —

Frauenhaß.

Erzählung.

„Ich möchte nicht
Ein solches Herz in meinem Busen tragen."

Shakespeare.

Die ältere Geschichte Schottlands scheint wie mit Blut geschrieben, und deren Lettern wie mit dem Beil auf ihren Tafeln eingehauen. — Von König Bruce's Zeiten an bis auf jene schöne Königin, die als eine Heldin sühnte, was sie als Weib gefehlt, hatte jeder der Regenten dieses Landes Kämpfe zu bestehen, wie sie kaum sonst wo in der Geschichte vorkommen. Die härtesten bereitete ihnen ein zwar tapferer und thatkräftiger, aber roher und unbändiger Adel; war es daher wohl zu verwundern, daß ein ihm entsprossener, in gleichen Sitten auferzogener Fürst Gewalt übte, wenn die Gewalt ihm Krone und Leben bedrohte? — Ein berühmter Dichter der Neuzeit hat die interessantesten Züge der Geschichte seines Vaterlandes, bekleidet mit romantischem Gewande, den Lesern vorgeführt, einige davon hat er aufzuführen unterlassen; dennoch sind auch sie nicht

unbedeutend für die Characteristik jener Zeiten und jenes Landes. Möge die Darstellung des folgenden Nachsicht finden. —

Jakob der Zweite hatte, nach der am 20sten Februar 1437 stattgefundenen Ermordung seines Vaters, als sechsjähriger Knabe den Thron bestiegen, und während seiner Unmündigkeit verwalteten zwei Staatsmänner von vielen Talenten, aber wenig Grundsätzen, das Reich. Sir Alexander Livingston, der Oberhofmeister des jungen Fürsten, und Sir William Crichton, der Reichskanzler, lagen beständig wegen des Grades von Macht und Ansehen, den jeder in Anspruch zu nehmen hätte, in Fehde mit einander. Vereinigten sie sich einmal, so war es um das Ansehen einer Familie, die mächtiger war als sie alle Beide, zu bekämpfen. Diese Familie — es war die der Grafen Douglas — stand damals auf dem Gipfel ihres Glückes und ihrer Macht. Dem Haupte derselben, dem sogenannten ‚großen Grafen‘, gehörten Annandale und Galloway, das Herzogthum Touraine und die Grafschaft Longueville in Frankreich, sonst aber noch viele Herrschaften im südlichen Schottland.

Durch Verheirathung waren die Douglas mit dem königlichen Hause verwandt, und aus diesem Grunde sowohl, als wegen ihrer Macht, nahmen sie den Rang unabhängiger Fürsten in Anspruch. Als ob Fortuna alle ihre Güter auf die Häupter dieser Familie häufen wolle, hatte sie ihnen nicht blos Rang und Reichthum gegeben, sondern auch Schönheit und kriegerische Talente waren bei diesem Geschlecht stets vom Vater auf den Sohn übergegangen. Leider hatte aber auch eine böse Fee sich bei der Wiege jedes Douglas einzufinden nicht versäumt. Ihre Gabe war: ungeheure Anmaßung und ungemessener Ehrgeiz. —

In der Zeit, als Jakob der Zweite mündig geworden, war Graf Archibald Douglas das Haupt der Familie. Er stand an der Spitze jener Linie seines Geschlechts, die man die ‚schwarzen Douglas', als Gegensatz der Linie der ‚rothen Douglas', nannte. Theils, weil er sich mehrerer Gewaltthaten bewußt war, theils weil das Gerücht den jungen König als muthvoll und thatkräftig schilderte, hielt sein Schlausinn es für angemessen, sich zu Schutz und Trutz an die Grafen von Crawford und Roß, die beide mit der Regierung unzufrieden waren, und von denen

der erste in den Grafschaften Angus und Perth, der zweite in Nordschottland große Macht hatte, näher anzuschließen. Das Bündniß der drei mächtigen Grafen besagte ausdrücklich, „daß sie einander gegen Jeden, den König nicht ausgenommen, beistehen wollten.“

Der König, welcher einsah, daß, wenn es zu offener Empörung käme, die vereinigte Macht der drei Grafen die seinige bei weitem übertreffen würde, beschloß, auf welche Art es immer sei, diesen Bund zu trennen. Ehe er indeß zu gewaltsamen Maßregeln schritt, wollte er einen Versuch machen, auf eine versöhnende Weise zu Werke zu gehen, und so hatte er, um seine Ansichten mit denen seiner Rathgeber und anderer wichtiger Männer auszutauschen, eine kleine Zahl der Vertrauten auf sein Schloß zu Stirling eingeladen. Das letztere lag auf einem, mitten aus einer Ebene sich erhebenden Felsen am obern Ende der Stadt, und war nur durch einen einzigen, mit Thurm, Fallgattern und Thoren befestigten Eingang zugänglich. Die Besprechung des Königs mit seinen Vertrauten fand in einer alterthümlichen, mit Waffen aller Arten, von dem plumpen Streithammer

des Picten, bis zur glänzenden Ritterrüstung, ausgeschmückten Halle statt. Die Fenster dieser Halle gingen in den Schloßgarten, und noch heute wird sie als der Schauplatz einer so merkwürdigen als tragischen, in dieser Erzählung zu berührenden Scene, dem Reisenden gezeigt. Der König Jakob war ein kräftiger, nicht unschöner junger Mann, im beginnenden Mannesalter. Seine Bewegungen waren lebhaft, fast heftig, seine Züge spiegelten alle Regungen seines Geistes wieder, und dieser Umstand, so wie ein Feuermaal auf einem Backen, hatten ihm den Beinamen ‚Jakob mit dem feurigen Gesicht', oder auch ‚Jakob mit dem feurigen Gemüth', zugezogen. Livingston, so wie Crichton, waren Männer in vorgeschrittenem Alter, und von bereits ergrauenden Haaren, mit klugen aber düstern Zügen. Sie saßen zur Rechten und Linken des jungen Königs an einer Tafel, wo die Berathung stattfand, doch letzterer schien nur wenig auf die hingeworfenen Bemerkungen seiner beiden Minister zu achten, und horchte desto aufmerksamer auf die heftige Rede eines riesigen, vom Kopf bis zu den Füßen gewappneten, äußerst kriegerisch aussehenden Mannes, der ihm gegenüber

saß. Dieser war Sir Patrik Grey, der Befehlshaber der königlichen Garden. Das Haar dieses Mannes war fast weiß, aber seine harten, von Wind und Wetter gerötheten Züge, seine nervigen Fäuste, strotzten von der Kraft eines Mannes im besten Alter.

„Bei St. Patrik meinem Schutzpatron!“ rief er laut und schlug mit der Faust dabei auf seinen Brustharnisch, daß die an seiner Hüfte hängende, kostbar mit Silber eingelegte Streitaxt — das Zeichen seines Amtes als erster Leibwächter des Königs — laut erklirrte. „Ew. Gnaden hat nicht wohl gethan den Douglas hierher zu entbieten. Der Graf von Orkney hätte Euch besser rathen sollen. Mit diesem stolzen Geschlecht ist schwer zu verhandeln, und falsch sind sie Alle.“

„Nein, Sir Patrik Grey!“ rief der König ihn lebhaft unterbrechend. „Denkt an die großen Erinnerungen dieses Geschlechts, denkt an jenen Douglas, ‚der Gute genannt‘, den König Bruce vor allen Rittern des Heeres erwählte, um sein Herz nach Jerusalem zu bringen, denkt wie es der Treue in einer silbernen Kapsel Tag und Nacht an seinem Halse trug, wie er, als er von den Schaaren der

Ungläubigen umringt, nicht an den Ort der Bestimmung gelangen konnte, es von der Brust reißt und es im Kampfgetümmel mit den Worten unter die Feinde wirft: ‚Geh voran in die Schlacht, wie Du es immer gewohnt warst, und Douglas wird Dir folgen und sterben!‘ — Nein, Sir Patrik, ein Douglas kann bethört und verführt werden, er kann als offener Rebell gegen mich auftreten, aber zum heimtückischen Verräther kann er niemals werden."

„Ich will," sprach heftig der Vorige, „Gott preisen, wenn Ew. Gnaden sich nicht täuschen, aber ich erwarte von dieser Zusam̄enkunft nichts Gutes. Erscheint er, wie er seinem Stolze nach gewohnt ist, mit tausend Lanzen, ja rückt er mit Heeresmacht heran, und läßt das alte Feldgeschrei seines Geschlechts: ‚Douglas! Douglas!‘ herausfordernd ertönen, dann traue ich ihm, dann weiß ich, wie ich mit ihm daran bin, doch stellt er sich zu einer Berathung ein, so hat er einen hinterlistigen Anschlag."

„Ihr seid nun einmal sein Feind, und darum haltet Ihr ihn für treulos;" sagte lächelnd und kopfschüttelnd der König.

„Ja, ich bin sein Feind bis zum Erschlagen!"

rief der Lord. „Sanct Andres von Schottland aber möge mich bewahren, Jemand deshalb zu verläumden! Ich bin sein Feind, weil ich ihn habe treulos handeln sehen. Ha, Sire, wenn Ew. Gnaden es vergessen konnten, wie er in der Sache meines Vetters Maclellan gehandelt hat, so werde ich doch mein Lebtag daran denken! Als Ihr mich mit einem Briefe, in welchem Ihr Euch für meinen Vetter verwendetet, an ihn sandtet, da nahm mich der Falsche lächelnd bei der Hand, und führte mich zu der Tafel, von der er eben aufstand, indem er sagte: ‚Ein voller Wirth und ein nüchterner Gast können sich nicht gut verstehen.‘ Als wir vom Tische aufstanden, ging er mit mir in den Hof, hob einen blutbefleckten Teppich auf, und sagte kalt: ‚Ihr seid ein wenig zu spät gekommen. Hier liegt Euer Schwester Sohn, aber ohne Kopf. Der Leichnam steht Euch übrigens zu Diensten.‘“

„Es war eine böse That,“ sagte der König achselzuckend, „aber sie waren in Fehde, Maclellan sein Gefangener, und — ich habe ihm verziehen.“

„Ich nicht, Sire! Ich nicht!“ sprach Sir Patrik mit Blicken voll tödtlichen Grimms. „Als ich

mein Pferd bestiegen hatte, da rief ich: ‚Mylord, wenn ich das Leben behalte, sollt Ihr dies Tagewerk theuer bezahlen.‘ Dies Wort werde ich halten.“

„O Mylord,“ fiel der König schmerzlich ein, „wenn alle meine Räthe nur nach ihren Privatverhältnissen urtheilen wollen, dann werde ich in Sachen des Reichs mich bald rathlos sehen, und nur nach eigenem Gutdünken Beschlüsse fassen müssen. — Was sagt Ihr, Sir William Crichton?“

„Aufrichtig, Sire, ich bin der Meinung, daß die Unterredung, die Ihr mit dem Douglas zu halten begehrt, zu nichts führen, und den Stolzen nur noch stolzer machen wird. — Ich glaube, der Graf von Orkney hat Euch übel gerathen.“

„Das ist auch meine Meinung;“ fiel Livingston ein. „Douglas wird dadurch nur noch übermüthiger werden, er wird Bedingungen machen, die nicht zu erfüllen sind. Auf großmüthige Gesinnungen dürft Ihr nicht hoffen. Bei Alledem könnte diese Unterredung uns aus allen Verlegenheiten retten, wenn sie gehörig benutzt würde. — Erlaubt mir, Sire, vor Allem die Frage: Habt Ihr dem Douglas freies Geleit zugesagt?“

„Ich hielt dies für überflüssig. Der Graf ist in dem Schlosse seines Königs so sicher, wie in dem eigenen Hause," erwiederte Jakob lächelnd. „Es schien mir ganz unfürstlich, ihm einen Geleitsbrief anzubieten. Seine Sicherheit ist etwas, das sich von selbst versteht. Zu meiner Verwunderung sah der Earl von Orkney die Sache indeß anders an, und so gab ich ihm denn ein solches Document mit, doch befahl ich ihm, dem Grafen nur etwas darüber zu sagen, wenn dieser selbst davon zu sprechen anhöbe."

„Vortrefflich, Sire!" fiel Livingston lebhaft ein. „Wie ich höre, kommt Orkney nicht mit Douglas zurück; dies thut aber nichts. Es läßt sich schon erfahren, ob er den Geleitsbrief hat oder nicht. Ist dies nicht der Fall, so ist mein Rath, den Douglas sogleich in Ketten werfen zu lassen."

„Ja wohl! Man muß ihn mit seinem eignen Maße messen!" rief Sir Patrik Grey.

„Von Seiten des Rechts läßt sich dagegen nichts einwenden! Sein Bündniß mit Crawford und Roß ist offenkundig, und er folglich ein Empörer;" stimmte Crichton ruhig bei.

„Was, Mylord? Ist das der Rath, den Ihr

mir nur zu geben wißt?" rief der König heftig, und indem er sich zornig von seinem Sitz erhob. „Ich soll einen Vasallen, der, wenn auch mein Feind, doch in gutem Glauben über meine Schwelle gekommen ist, in Fesseln legen lassen? Nimmermehr wird dies geschehen! Niemand soll sagen, daß König Jakob von Schottland unritterlich gehandelt. Douglas soll mein Haus, gleichviel ob er sich unterwirft oder nicht, sonder Gefährde verlassen."

„Wie Ew. Gnaden belieben;" versetzte Livingston kalt. „Er würde, wenn Ihr Euch in seine Gewalt begäbet, anders handeln. Schwerlich dürfte sich indeß später eine Gelegenheit finden, so mit einem Schlage der Rebellion, die das Reich, ja selbst die Krone und Euer Leben gefährden kann, ein Ende zu machen. Mögen Ew. Gnaden indeß unsere treue Meinung nicht übel vermerken. Es ist sogar noch die Frage, ob Douglas kommen wird. Kommt er, so kommt er gewiß aus einem andern Grunde, als sich mit Euch zu verständigen."

„Und dieser Grund? Welcher könnte es sein?" fragte der König.

„Euch eine Menge harter Dinge in's Gesicht zu

sagen, Euch in den Bart zu lachen, und dann mit dem Geleitsbriefe in der Tasche hohnlachend aus dem Thore zu ziehen!" rief heftig Sir Patrik Grey. „Dies aber ist der beste Fall. Noch einen zweiten giebt es. — Denkt an Euren Vater und an Robert Grahame."

„Lächerlich!" sprach König Jakob verächtlich. „Douglas sollte mich in meinem Hause, mitten unter meinen Wachen umbringen wollen?"

„Ich habe schon öfter unter Euren Hofleuten Gesichter gesehen, die mir nicht gefallen wollen;" versetzte Sir Patrik finster. „Der Verrath findet, wie die Luft, wohl Eingang durch verschlossene Thore. Douglas reitet nie ohne tausend Mann Begleitung. Unsere Besatzung ist kaum halb so stark. Fiele in der Burg etwas vor, das Schrecken unter die Besatzung brächte, so hätten die Seinen leichtes Spiel. Er — dafür stehe ich — sollte zwar dies Schloß nicht lebend verlassen, aber sagt nicht ein Sprüchwort seines Geschlechts: ‚Auch ein todter Douglas kann noch eine Schlacht gewinnen.'"

„Mylord hat Recht! Kommt Douglas, so brütet er Verrath!" sprach Livingston.

„Ew. Gnaden hätten ihn nicht einladen lassen sollen;" setzte Crichton hinzu.

„Ich erstaune, Mylords, solche Reden zu hören!" sagte der König mit Befremden, indem er Einen nach dem Andern anblickte. „Ihr seid erfahrne Männer, seid von erprobter Tapferkeit, und nun solche Besorgnisse!"

„Die Erfahrung, die Ew. Gnaden uns zutrauen, ist es eben, die sie erregt;" versetzte Crichton.

„Laßt mich bei der Unterredung an Eurer Seite weilen, Sire, und der Teufel soll sein Schoßkind haben, falls es nur eine Bewegung mit den Augenbrauen macht, die wie Verrath aussieht!" rief grimmig Patrik Grey.

„Ich muß annehmen, daß drei erfahrene und mir ergebene Männer nicht über einen mir ganz unbegreiflichen Punkt so einer Meinung sein könnten, wenn nicht Grund dazu wäre;" sagte der König nach kurzem Nachdenken. „Macht deshalb Anstalten, das Schloß gegen jeden Angriff von Außen gut zu verwahren. Auch habe ich nichts dagegen, wenn Ihr, Sir Patrik, während der Unterredung im Nebenzimmer bleiben wollt, obwohl es unnöthig ist. Brü-

tete Douglas Verrath gegen meine Person, so würde ich ihn ritterlich bestehen, wie jeder andere Mann in ganz Schottland. Im Zimmer darf indeß Niemand bleiben, und die Unterredung soll nach alter Sitte erst nach einem fröhlichen Mahle, wozu ich Euch Alle einlade, stattfinden."

Der König entließ die Anwesenden freundlich, nachdem er die Berathung aufgehoben hatte. —

So wie die Ritter einen langen Gang durchschritten hatten, und Crichton sich von den beiden Andern trennte, faßte Patrik Grey den Lord Livingston bei der Hand.

„Der Douglas," sagte er leise aber heftig, „soll mir nicht lebend aus der Burg! Vergißt er sich auf irgend eine Weise — und stolz und aufbrausend wie er ist, wird dies gewiß der Fall sein, — so fällt er als Hochverräther oder Majestätsbeleidiger durch meine Hand."

„Ich werde," sagte Livingston, nach Hofmannsweise die Erklärung des alten wilden Leibwächters unbeantwortet lassend, „indem ich ihn, meinem Amte gemäß, empfange, dafür sorgen, daß außer ihm

Niemand von Bedeutung das Thor überschreitet, damit Unheil verhütet wird."

Beide trennten sich mit einem Händedruck und Blicken, die noch ausdrucksvoller waren als ihre Worte.

Während auf dem Schlosse zu Stirling über die Zusammenkunft mit dem Grafen Douglas so ernste Berathungen stattfanden, wurden gleichfalls auf Burg Thrieve, wo sich dieser eben aufhielt, ähnliche, doch in einem andern Sinne, gepflogen. Graf Douglas hatte mehrere Brüder, sie besaßen die meisten Eigenschaften, welche alle Mitglieder dieses mächtigen Hauses zierten, aber Lord Jakob, der älteste von ihnen, hatte nicht die Thätigkeit, die das Haupt des Geschlechts auszeichnete. Archibald setzte auf ihn ein nur geringes Vertrauen, unbegrenzt aber war seine Meinung von der Klugheit, der Geistesstärke und der Thatkraft einer Frau, mit der er sich eben verlobt hatte. Dies war Lilias von Keir, eine junge Witwe, welche mit den Krawfords verwandt, und durch welche der Graf zu dem Bündniß der beiden Grafen ganz besonders vermocht worden war. Lilias war zeitig vater- und mutterlos geworden. Ein alter Oheim

von rohen Sitten, und fortwährend in Grenzfehden lebend, hatte das Mädchen unter Gefahren und Fehden fast auf männliche Weise erzogen, und es, als es kaum mannbar geworden, an einen reichen gichtbrüchigen Greis, der sein Verwandter war, verheirathet. Obwohl das Gerücht die junge Witwe reich, schön, und als von guten Geistesgaben bezeichnete, so war es dennoch in Betreff der Eigenschaften ihres Characters nicht eben so vortheilhaft wie hinsichts jener Vorzüge. Man nannte die junge Frau eine harte Herrin ihrer Untergebenen, ja man wollte selbst von Zügen unedler Rachsucht und Grausamkeit wissen. Ihr Betragen, wie ihre Art zu leben, sollte nach Einigen etwas Männliches an sich haben; Andere dagegen bestritten dies, und meinten, sie hätten an ihr durchaus nichts Auffallendes, oder einer Dame ihres Ranges Unpassendes bemerkt. So viel war unbestritten, daß eine für Frauen ganz ungewöhnliche Energie ein Grundzug ihres Characters war. Sie bethätigte diese Eigenschaft jetzt besonders durch die Anstrengungen, die sie gemacht hatte, ihren Verlobten zu der Verbindung mit den beiden Grafen zu vermögen, und dessen Thatkraft zu den entscheidendsten

Maßregeln anzuspornen. Sie ward allgemein nicht nur für die Vermittlerin, sondern für die Seele des ganzen Bündnisses angesehen, und Leute, die ihr nicht wohlwollten, und von der Sache genau unterrichtet zu sein behaupteten, waren der Meinung, daß eine Jugendliebe, welche nicht Erwiederung gefunden, die vorzüglichste Veranlassung zu ihrem Hasse gegen die Partei des Königs sei. Fast noch Kind habe sie ihr Oheim dem Lord von Lorn vermählen wollen, aber dieser sei durch seinen Freund, den Grafen von Orkney, und einige Bemerkungen Livingstons, abgehalten worden, um ihre Hand zu werben. —

Es war auf Schloß Thrieve, wo Graf Archibald Douglas mit seiner Verlobten zusammenkam, ehe er sich, zufolge der Einladung des Königs, nach Stirling begab. Lady Lilias, so war beschlossen, sollte sich von hier zu Lord Crawford begeben, um mit diesem und dem Grafen Roß Verabredungen zu treffen, welche geeignet sein konnten, das Bündniß der Empörer noch weiter auszudehnen. Schon harrte das Gefolge der beiden Verlobten vor dem Schloßthore, aber noch waren sie nicht im Stande sich zu trennen. Ihre Unterredung fand in einem Kabinet statt, von

dem aus man einen weiten Umblick auf den Lauf des Flusses Dee, der die Insel, auf der die Burg Thrieve lag, einschloß, und auf das romantische Gelände hatte.

Die beiden Verlobten waren in jeder Hinsicht ein Paar, wie für einander geschaffen. Lady Lilias war eine stolze Schönheit, deren Erscheinung hinriß, und der man beim ersten Anblick ansah, daß sie gewohnt sei, sich Alles zu unterwerfen. Graf Archibald Douglas war das verkörperte Bild des Kriegsgottes. Sein hoher Wuchs, die Kraft des Körpers, seine kriegerischen Züge, der stolze Blick, Alles stimmte mit diesem Bilde überein.

„Sagt was Ihr wollt, mir ahnet nichts Gutes von dieser Zusammenkunft!“ sprach die Lady zu Douglas, nachdem dieser in einer langen Rede versucht hatte, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. „Ich weiß, Ihr könnt es nicht mehr ändern, nachdem Ihr dem Orkney Euer Wort gegeben und den Geleitsbrief angenommen, ich weiß daß die Gnadenworte Jakobs Euren Sinn nicht beugen werden, dennoch ist es mir, als müßte ich eher Euren Pferden die Sehnen durchschneiden, wie Euch ziehen lassen. Bei Gott!

Könnte ich weinen — was ich seit meinen Kinderjahren nur einmal gekonnt, — ich glaube ich weinte jetzt."

„Es würden," sagte Douglas, indem er der Lady zärtlich die Hand küßte, „die köstlichsten Thränen sein, die je um mich vergossen worden; dennoch, theure Freundin, trauert Ihr ohne Ursache. Die Einladung kam mir ganz gelegen, und an Gefahr ist dabei gar nicht zu denken. Daß der König mich einladet, ist ein Beweis, daß Crichton und Livingston, meine Todfeinde, bei ihm nicht mehr in Gnaden sind. Mit ihrer Beistimmung wäre ich nimmermehr eingeladen worden. Orkney sagte mir geradezu, daß Beide nichts davon gewußt, daß er es sei, der den König dazu gerathen habe, und Alles allein zwischen ihnen abgemacht worden sei."

„Desto schlimmer! Er will Euch verderben;" fiel die Lady ein.

„Sagt mir nur, was Ihr gegen den Grafen habt!" versetzte Douglas lächelnd. „Ihr haßt ihn ohne ihn zu kennen."

„Ich kenne ihn genug, um ihn zu hassen;" versetzte Lilias kalt.

„Zwei Dinge sind möglich: Entweder der König geht unsere Bedingungen ein, oder er thut es nicht, und ich weiß kaum welchen Fall ich für den erwünschteren halten soll. Zeigt er sich nachgiebig, so ist die Verbannung aller seiner Räthe, Orkney etwa ausgenommen, und die Vertheilung ihrer Güter, das Erste, was wir fordern. Was nachkommt, wird er außerdem bald gewahr werden. Giebt er nicht nach, so soll er Dinge zu hören bekommen, wie er sie noch nicht gehört haben wird. Außerdem haben wir Zeit gewonnen, unsere Macht zusammenzuziehen, und alle Vorbereitungen zum Angriff zu treffen, um auf Edinburg loszugehen. Ihr gebt ja selbst zu, daß dies ein großer Vortheil sei."

„Ja, aber der einzige!" fiel die Lady ein. „Möchtet Ihr immerhin die Unterredung mit ihm haben, aber nur nicht in jenem Schlosse. — Ich bitte Euch, Archibald! Ich bitte Euch um unserer Liebe willen: Fordert das freie Feld als den Ort der Zusammenkunft. — Denkt nur dies einzigemal an das Wort Eures Ahns, als er sagte: ‚Ich will lieber die Lerchen singen, als die Mäuse pfeifen hören.'"

„Ein Douglas hätte kühner sprechen sollen!" sagte der Graf mit Stolz. „Ueberdies, habe ich nicht des Königs Geleitsbrief? — Ich schämte mich einen solchen zu fordern, aber Orkney bot mir ihn an, und so nahm ich ihn, obwohl er überflüssig ist."

„Ich gebe nichts auf das freie Geleit, wo durch einen Treubruch so viel zu gewinnen ist;" sprach die Lady. „Fragt Hamilton von Cadyow, und er wird Euch sagen, daß sein Vetter Livingston unsern Bund eine Hydra, und Euch das Haupt, das man zuerst abhauen müsse, genannt habe."

„Livingston ist mein Feind! Warum hätte er nicht so sprechen sollen? Der König wird anderer Meinung sein;" versetzte lächelnd der Graf.

„Douglas! — Douglas!" sagte die Lady, nachdem sie ihn lange und düster angeblickt, mit Heftigkeit. „Ich bitte Euch, geht nicht nach Stirling! Es ist mir, als müßte dort ein ungeheures Verbrechen an Euch begangen werden, und als würden wir uns, wenn Ihr gienget, nimmer wiedersehen."

Douglas schwieg eine Weile, die Lady ernst anschauend, dann sagte er:

„Lilias, Ihr wißt, daß ich dem Grafen Orkney

mein Wort gegeben habe, zu Schloß Stirling zu erscheinen. Ich habe den Geleitsbrief angenommen, und der König weiß bereits, daß ich komme. — Könnt Ihr mir mit Ueberzeugung versichern, daß Ihr mich noch achten und lieben könnt, wenn ich nicht hingehe, so will ich bleiben."

„Ich würde Euch immer lieben;" sprach die Lady halblaut.

„Auch achten? Lilias, auch achten?" fragte Douglas im vorigen Tone.

Die Lady schwieg eine Weile mit niedergeschlagenen Blicken. Es war, als ob sie einen schweren innern Kampf kämpfe. Endlich schien sie sich mit Gewalt zu fassen, und richtete ihr blitzendes Auge auf den Verlobten.

„Es steht dem Grafen Douglas nicht an, der trüben Ahnungen eines Weibes willen, in den Augen seiner Feinde furchtsam zu erscheinen, und es ist meiner unwerth, durch weibisches Jammern Euch von möglicher Gefahr abzuhalten. — Geht nach Stirling! Sagt dem Stuart, daß er es sei, der sich beugen müsse, und die ihm gemachten Bedingungen anzunehmen habe. Ich eile zu Crawford

und Roß. Binnen acht Tagen sollen sie ihre Macht zusammenziehen. Wagt der König Euch gefangen zu nehmen, so werden wir mit Schwert und Feuerbrand in seiner Hauptstadt erscheinen. Verletzt er ein Haar Eures Hauptes" — die Lady hob eine Hand wie zum Schwur gen Himmel, während sie die andere auf die Brust legte, — „so sollt Ihr furchtbar gerächt werden, und dies: so wahr Gott mir helfe!" —

Die schönen Züge der Lady nahmen einen schrecklichen Ausdruck an, jedoch ohne sich zu verzerren. Ihr Auge schien dunkler und düstrer, ihre Wangen immer bleicher zu werden, Eiseskälte des Todes auf beiden zu ruhen. Es war das Antlitz der Meduse. —

Während der letzten Rede der Lady war ein junges Mädchen, von etwa zwanzig Jahren, in das Kabinet getreten. Es war dies eine arme Verwandte der Lady, eine vater= und mutterlose Waise. Anna von Keir, bald nach der Verheirathung der Lady in ihr Haus gekommen, und wiewohl es ihr dort eigentlich an nichts fehlte, so war Lilias, ja selbst deren Gemahl, gewohnt gewesen, sie als eine Art Aschenbrödel, jedenfalls mehr wie eine Dienerin, als eine Verwandte, zu behandeln. Seitdem die Lady,

Witwe geworden, hatte sich das Loos des jungen Mädchens in sofern verbessert, als sie jetzt nur noch die üblen Launen einer einzelnen Person zu ertragen hatte, ja es gab Tage, wo das Leben Anna's nicht ganz freudlos war, denn Lilias, der man, bei ihren übrigen üblen Eigenschaften, nicht die des Geizes schuldgeben konnte, machte der Verwandtin dann und wann kleine Geschenke, und unterhielt sich mehr wie früher über ihre eigenen Angelegenheiten mit ihr. Ohne von ausgezeichneter Schönheit zu sein, hatten die Züge Anna's doch ungemein viel Liebliches und Angenehmes. Beides trat besonders hervor, wenn sie sprach. Obwohl ihre Rede einfach war, so zeigte jedes Wort doch von gutem Verstande, ihr Blick war so offen und unschuldsvoll, ihre Stimme so weich und wohllautend, daß Jeder, der sie hörte, von ihr eingenommen ward.

„Ein Reitender ist angekommen, Mylord!" sagte sie zu Douglas. „Sir Hamilton von Cadyow läßt Euch melden, daß er Euch jedenfalls selbst nach Stirling begleiten, und zur Mittagszeit bei der Maleiche von Fala erwarten würde."

„Daran erkenne ich den wackern Freund!" sagte

Douglas vergnügt. „Zwar täuscht er sich, wenn er glaubt, den König und seinen Vetter mit mir auszusöhnen, aber es ist doch immer eine gute Meinung. — Doch es ist die höchste Zeit, daß ich reite. Ich will Hamilton nicht warten lassen."

Nach einigen herzlichen Worten trennte er sich von der Lady und eilte aus der Thüre. Die Lady trat an's Fenster, und sah wie der Graf in's Boot stieg, über den Dee schiffte und sich, mit seinem ihn erwartenden Gefolge, auf die Rosse schwang. Noch grüßte er herüber, Lilias ließ ihr Taschentuch aus dem Fenster flattern; bald darauf war die Reiterschaar verschwunden.

Anna von Keir war inzwischen neben ihre Verwandte getreten, um den Grafen abreisen zu sehen. Sie blickte jetzt in das Gesicht derselben. Dies war so todtenbleich, ihr dunkles Auge blickte so dämonisch, daß das Mädchen unwillkührlich zusammenfuhr. Anna wollte eben die Lady fragen, ob sie krank sei? als diese krampfhaft ihren Arm ergriff und mit dumpfer Stimme sagte:

„Er ist fort! — Meine ahnende Seele sagt mir, daß wir uns niemals wiedersehen werden. — Der

listige Vogelsteller, der Orkney, hat diesen Adler in's Garn gelockt, wo er erwürgt werden wird. Ist dies aber der Fall — dann — dann —"

Die Lady war nicht im Stande ein Wort weiter zu sagen; ihre Brust arbeitete, ihre Stimme bebte.

Anna schien die innere Bewegung ihrer Verwandtin nicht zu bemerken. So wie Jene den Namen des Grafen von Orkney nannte, belebten sich ihre wohlwollenden Züge ganz ungewöhnlich.

„Nein, theure Base!" rief sie; „Ihr täuscht Euch jedenfalls. Graf Douglas kann Gefahr laufen, er kann der Gefahr erliegen, aber Orkney trägt keine Schuld."

„Wie kannst Du dies sagen? — Du weißt nicht was Du sprichst, und hast jenen Mann niemals gesehen;" versetzte Lilias finster.

„O, dennoch Base! Ich habe ihn gesehen!" rief Anna lebhaft. „Ich war ein Kind noch, kaum zwölf Jahre alt. Niemals wird mir sein Bild aus der Erinnerung schwinden. Er besuchte meinen Vater, mit dem er eine Unterredung hatte. Ich war im Zimmer. O, Base, ich wollte, Ihr kenntet ihn von Person. Ihr würdet sagen, dieser Mann kann kein

böser Mensch, am wenigsten ein Verräther sein. Löge dieses edle, freundliche, offene Gesicht, dann wäre jedes Menschengesicht eine Fratze, und jedes Freundeswort eine Lüge."

Finster aber ruhig blickte Lilias das Mädchen an. „Dieser Mensch," sagte sie, „hat einmal schon mein Lebensglück zerstört. Ich liebte. — Doch genug! Ich glaube, ich habe Dir schon davon gesagt."

„Ja Base," fiel ihr Anna in's Wort, „aber Ihr sagtet mir auch, daß Ihr ihn nie gesehen und gesprochen, und wie er nicht gewußt hätte, daß Ihr liebtet. — Es wäre sonst auch gar nicht möglich gewesen, daß er Euch gekränkt hätte;" fuhr sie immer eifriger fort. „Er sprach so mild, so freundlich, so versöhnend mit meinem Vater, und dieser sagte so viel Gutes von dem Grafen, als er fort war, — um was es sich handelte blieb mir, dem Kinde, unverständlich, — daß Ihr Euch durchaus täuschen müßt, wenn Ihr den Grafen für einen bösen Mann haltet."

„Und das hast Du als zwölfjähriges Kind Alles aus seinem Gesicht geschlossen, und es ist so fest in

Deiner Erinnerung geblieben? — Sonderbar!“ sprach die Lady, Anna aufmerksam betrachtend.

„O, Base,“ rief Anna, indem eine glühende Röthe ihr schönes Antlitz überflog, „wer diesen Mann einmal gesehen hat, der wird ihn lieben oder hassen müssen, aber vergessen wird er ihn nicht können!“

„Du magst Recht haben, Anna;“ versetzte Lilias mit einem sonderbaren Lächeln. „Ich glaube, wenn ich ihn sähe, würde dies meinerseits gleichfalls stattfinden. — Doch es ist Zeit, daß wir aufbrechen, wenn ich noch heute mit Crawford zusammentreffen will.“

In wenigen Minuten bestiegen Lilias und Anna die am Ufer des Dee sie erwartenden Rosse. Nur eine kleine Zahl Gewappneter begleitete die Damen, und schnell ging der Ritt durch einige Hohlwege in das bewaldete und gebirgige Gelände hinein. Die Sonne stand bereits hoch, als die Reitenden an einen zwar kleinen, aber reißend strömenden Fluß kamen, an dessen Ufern der Weg hinführte. Der Fluß war tief. Schäumend brachen sich die Wasser zwischen Felsblöcken, oder dreheten sich an tiefen Stellen in langsamen Wirbeln. Das jenseitige Ufer war so

steil, daß wenn der Fluß auch weniger tief gewesen wäre, das Erklimmen des Ersteren für einen Reiter dennoch unmöglich war. An der andern Seite des Weges, der überhaupt so schmal war, daß höchstens zwei Personen neben einander reiten konnten, stieg eine Felsenwand wie eine Mauer in die Höhe. War auch diese hin und wieder durch eine Lücke unterbrochen, so war solche doch wieder durch Schwarzdorngebüsch und Brombeerranken so verwachsen, daß mit Mühe vielleicht ein Fußgänger, keinenfalls aber ein Reiter, hindurchdringen konnte. Eben befand sich die Gesellschaft in diesem Engpaß, als plötzlich eine Anzahl Bewaffneter den Weg versperrte. Sie waren mit Armbrüsten und dem langen schottischen Schlachtschwert bewaffnet. In dem Tartan, von dem ihre Plaids und Kilts verfertigt waren, glänzte vorzüglich viel Scharlachroth neben Grün.

„Ha, was ist das?" rief Lady Lilias, als sie die Bewaffneten erblickte. „Zieht die Schwerter! Es sind Feinde! Das ist der Tartan der Royal Stuarts!" —

Die Begleiter der Damen — zwölf Reiter an der Zahl — zogen die Schwerter, aber in demselben Augenblicke schienen die Felsen um sie her lebendig

zu werden. Ueberall, auf jedem Felsenvorsprung, in jedem Dornbusche, sah man Bewaffnete mit gespannter Armbrust und aufgelegten Bolzen.

„Für wen seid ihr?" rief jetzt der Anführer der Bedeckung den Fremden zu.

„Für den König!" erwiederte eine Stimme aus dem Haufen, und ein Mann, den eine Adlerfeder auf der Mütze auszeichnete, trat, eine mit Silber ausgelegte Streitaxt — eine sogenannte Lochaber-Axt — auf der Schulter, heran.

„Seid Ihr Lady Lilias von Keir?" fragte er die Lady, die ihr Pferd neben das des Anführers der Bedeckung drängte. — „Ich verhafte Euch, Lady, wegen Aufruhr, im Namen des Königs!"

„Ha, Verrath!" rief Lilias. „Drauf meine Getreuen! Es sind Straßenräuber."

„Keiner rühre sich!" entgegnete laut der Anführer der Gegner, indem er winkte und seine Leute die Armbrust an den Backen legten.

Die Reisigen blickten um sich. Ueber hundert Feinde hielten den Zug zwischen den Felsen eingekeilt. Wo Jene hinblickten, vor, hinter und über sich, sahen sie feindliche Geschosse auf sich gerichtet. Sie konn-

ten weder vorwärts noch rückwärts, an Vertheidigung war nicht zu denken; sie wären kaum im Stande gewesen, ihre Pferde in dieser Enge zu wenden.

„Wir haben nichts mit den Leuten des Grafen Douglas zu schaffen;" sagte der feindliche Anführer. „Mein Auftrag lautet blos, die Lady gefangen zu nehmen. Wer sie vertheidigen wollte, würde sich mit ihr des Aufruhrs gegen den König schuldig machen. — Ihr seht," setzte er hinzu, als er bemerkte, daß die Gegner unschlüssig waren, „daß Ihr weder vor- noch rückwärts könnt, und daß hundert Bolzen bereit sind Euch von den Pferden zu stürzen, wenn ich meine Hand bewege."

„Lady," sagte leise der Anführer der Bedeckung zu Lilias, „befehlt Ihr, so greifen wir an! — Das Leben wollen wir für Euch gern im Dienste unsers Herrn lassen, aber — Euch zu retten, und uns durchzuschlagen ist unmöglich."

„Wohlan!" sagte die Lady, indem sie Anna neben sich winkte, und auf den Gegner zuritt. „Ich ergebe mich Euch. — Ihr," sprach sie zu der Bedeckung, „reitet zurück, und sagt Eurem Herrn, wenn Ihr ihn lebend wiedersehen solltet: Er möge ge-

denken mich zu rächen, so wie ich seiner gedenken würde."

Mit kalter stolzer Ruhe ritt Lilias, begleitet von Anna, vorwärts, der Schwarm der Gegner umgab die Rosse, deren Zügel ein paar Clansmänner nach Anweisung ihres Führers in die Hand nahmen. So ging der Zug eine Viertelstunde schweigend vorwärts. Plötzlich schlug er die Richtung nach Norden ein, indem er in einen wenig betretenen Waldweg einbog.

„Was ist das?" fragte Lilias heftig, als sie sah, daß man sie in einer Edinburg gerade entgegengesetzten Richtung fortführte. „Wo wollt Ihr mich hinschleppen? — Denkt Ihr mich zu ermorden?"

„Beruhigt Euch, Lady! Niemand hat so etwas im Sinne;" versetzte der Führer der Schaar, der neben ihrem Rosse herging. „Wir haben Befehl Euch nach den Orkney-Inseln zu bringen. Ihr werdet als Gefangene in dem Schlosse des Grafen verweilen, bis es Seiner Königlichen Gnaden belieben wird Euch wieder in Freiheit zu setzen."

Lady Lilias schlug ein furchtbares Hohngelächter auf.

„Hörst Du, Anna? Hörst Du? — Diese Handlungsweise ist jenes Mannes würdig."

Die Worte der Lady wie ihr Gelächter drangen dem Mädchen bis in das Innere der Seele. Sie wagte nicht ein Wort zu Gunsten des Mannes, der seit den Kinderjahren als das Ideal aller Männlichkeit vor ihrer Seele gestanden hatte. Stumm und traurig ritt sie, zur Seite der Lady, in das immer wilder und wilder sich in höchst romantischen Formen erhebende Gebirge hinein. —

Es war ein paar Tage später, zur Mittagszeit, als Graf Douglas, begleitet von einem starken Gefolge, zu Stirling ankam. Ein Ritter des Königs war ihm entgegengeeilt, um seine Leute in der Stadt unterzubringen, da, wie er sagte, in der Burg kein Platz für sie sei. Hamilton von Cadyow, ein junger lebenslustiger Mann, ein Neffe des Oberhofmeisters Livingston und Freund des Grafen Douglas, hatte ihn begleitet. Er hoffte dem Grafen nützlich zu werden, sei es nun, daß er meinte seinen Oheim mit diesem zu verständigen, oder den König fürchten lassen könnte, daß der mächtige Clan der Hamiltons sich vielleicht mit den Aufständischen verbinden würde, wenn man diesen nicht günstige Bedingungen zugestehe.

Als Douglas und sein Begleiter nebst einigen Dienern vor dem Burgthore angekommen waren, lächelte Ersterer, als er bemerkte, daß man, wie es schien, nicht ohne Furcht vor seinem Gefolge gewesen sei, denn auf den Mauern und am Thore zeigten sich viele Bewaffnete, und Leute standen an den Ketten des Fallgitters. Bei alledem sah er sich einen anständigen Empfang bereitet, denn Lord Livingston — auffallenderweise indeß, gewappnet und mit einer Lanze in der Hand — empfing ihn am Thore, der Kanzler Crichton aber innerhalb desselben. Der Graf begab sich mit Letzterm eben durch den Schloßhof in's Hauptgebäude, als Hamilton, der mit einem Bekannten ein paar Augenblicke im Gespräch verweilte, ihm rasch nachfolgen wollte. Schnell trat ihm Livingston in den Weg.

„Zurück, Neffe!" rief der Alte barsch. „Du bist nicht geladen."

„Mag sein!" versetzte dieser leicht. „Ich will Sr. Gnaden, dem Könige, meine Aufwartung machen."

„Heute nicht! Komme morgen. Ich werde Dich melden;" versetzte Jener.

„Ich weiß nicht, was Euch anficht, Oheim!"

rief Hamilton lachend. „Ich bin schon öfter unangemeldet nach Schloß Stirling gekommen.“

Mit den letzten Worten wollte er neben dem Lord vorbei in das Schloßthor schreiten, als der Alte seinen großen Stulphandschuh auszog, und dem Neffen damit in's Gesicht schlug. —

Hamilton wußte gar nicht, wie ihm geschah. Wüthend über den Schimpf riß er das Schwert aus der Scheide, aber der alte Lord legte die lange Lanze, die er in der Hand trug, ein, und trieb den Neffen damit zum Thore hinaus. Auf einen Wink des Lords rasselte das Fallgatter nieder.

Wie ein Besessener tobte der junge Ritter vor dem Thore, und rief St. Andreas, St. Bennet und sonst noch viele gute schottische Heiligen zum Zeugen an, daß er die ihm angethane Beschimpfung blutig rächen wolle, aber Livingston stand ihm keine Rede, sondern eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, in die Burg. Weder Bitten noch Versprechungen konnten den Ritter, der am Thore die Wache hatte, bewegen, Hamilton beim Könige zu melden, und so ging er nach einer Stunde fruchtlosen Harrens unter lautem Fluchen und Schelten in die Stadt hinab. —

Der König empfing den Grafen nicht unfreundlich, doch sah man, daß er bei seiner leicht aufbrausenden Gemüthsart sich Zwang anthun mußte, um nicht heftig zu werden, als die Rede auf Roß und Crawford kam. Bald wendete sich indeß das Gespräch auf andere Gegenstände, und nahm einen muntern, diese Sache ganz unberührt lassenden Gang. Inzwischen ward zur Tafel geblasen, und der König führte seinen Gast in die bereits früher erwähnte Halle. Der Kaplan des Königs sprach das ‚Benedicite!' und die Gesellschaft, etwa zehn bis zwölf Personen stark, ließ sich an dem Tische nieder. König Jakob hatte dem Grafen Douglas die Stelle zu seiner Rechten angewiesen. Weiterhin saßen Livingston, Crichton und einige Ritter vom Gefolge. Patrik Grey, obwohl seinem Range ein höherer Platz gebührte, hatte den seinigen vorsätzlich ganz am Ende der Tafel gewählt. Eine Menge der verschiedensten Speisen ward nun zugleich auf die Tafel gebracht. Hirsebrei und Fische, in Honig gekochtes Obst, Wild verschiedener Art, und eben so verschieden zubereitet, erschien auf dem Tische; nur kleine Vögel wurden an eisernen Spießen, von denen sich Jeder nach Be-

lieben einige abschnitt, von Hand zu Hand herumgereicht. Das Gespräch der Tischgenossen war sehr lebhaft, und glich insofern den diplomatischen Mahlzeiten der Neuzeit, daß über hundert verschiedene Gegenstände auf das ausführlichste gesprochen, dagegen auf das sorgfältigste vermieden wurde, ein Wort über den Gegenstand zu sagen, der Allen am meisten am Herzen lag, und um dessentwillen man sich eigentlich zusammen gefunden hatte. So erörterten Livingston und Crichton, obwohl alle Beide sich nicht im Mindesten für Musik interessirten, die Vorzüge des königlichen Leibdudelsackpfeifers Evan Roy, welcher, wie Ersterer behauptete, den in ganz Schottland berühmten ersten Pfeifer der Campbells noch übertreffe, wenn auch, wie er beifügte, nichts über die Kunst gehe, mit welcher dieser den Schlachtgesang: ‚Clan Campbell zieht heran!‘ mit der Sackpfeife begleite. Crichton stimmte in dieser Behauptung dem Oberhofmeister bei, und sagte, daß er Sr. königlichen Gnaden vorschlagen werde, dem Genannten, um dieser Vorzüge willen, die eben vacant gewordene Stelle ‚des Königs Hahn und Schreier‘ (Cock and Cryer), welcher die Verpflichtung hatte, seinen Herrn mit Pfei-

fenklang zu wecken, zu verleihen. Auch Graf Douglas blieb in diplomatischer Unterhaltung nicht zurück. Er lobte die Falken des Königs, die er ein Jahr vorher bei einer gewissen Gelegenheit fliegen gesehen, über die Maßen, und ließ sich ganz besonders über die Erziehung dieser Jagdvögel, namentlich: ob es besser, sie durch Hunger und Wachen, oder durch Feuer und Rauch zu zähmen, des Breitern aus. Zuletzt bat er um die Erlaubniß, Sr. Gnaden einen ächt isländischen Falken, den er als Nestling erhalten, selbst abgerichtet, und der so edel sei, daß er blos auf den Reiher stoße, alles andere Wild aber verschmähe, zusenden zu dürfen.

Während dieser Gespräche spielte der Leibbarde des Königs die Harfe, und sang ein von ihm neu gedichtetes Lied, welches die Gnade des Monarchen pries, und dessen Vasallen zu Treue und Gehorsam mahnte.

So wie der zweite Gang der Gerichte auf der Tafel erscheinen sollte, ward Graf Douglas plötzlich sehr schweigsam, er blickte fortwährend nach der Thüre, und griff verstohlen nach dem Dolche, den er an der rechten Hüfte trug. Es lag dem Grafen daran, zu

wissen, ob bei diesem Gange als Hauptgericht ein gebratenes Lamm, oder ein schwarzer Stierkopf erscheinen würde. Das Erstere war ein Friedenszeichen, der Andere das Signal zu Kampf und Tod. Da nun der Sackpfeifer des Königs um die Tafel ging, und den ‚Pibrach‘ (das Schlachtlied) der Royal Stuarts spielte, so glaubte er sich um so mehr vorsehen zu müssen. Es erschien indessen das Lamm, und so ließ er wieder leise den Griff des Dolches aus der Hand gleiten.

Die Speisen wurden endlich abgetragen, die Becher gingen noch fleißig in die Runde, das Gespräch ward lauter und lärmender. Am vergnügtesten schien der königliche Wirth. Er wiederholte mehrmals, wie er bedaure, daß Graf Orkney noch nicht zurückgekehrt sei, denn dieser habe den Gedanken, den Grafen Douglas einzuladen, um sich mit ihm über einige Mißverständnisse, die er bereits so gut als beseitigt ansähe, zu besprechen, in ihm erregt. ‚Es würde,‘ setzte er hinzu, ‚den Grafen gewiß freuen, wenn er sehen werde, welche gute Folgen sein Rath gehabt.‘ — Douglas stimmte zwar mit ein paar verbindlichen Worten in die königliche Rede ein, doch war er —

Einen ausgenommen — der ernsteste, schweigsamste der Gäste. Dieser Eine aber war Patrik Grey. Still und düster saß er da, wie ein steinernes Ritterbild auf alten Grabmählern. Er brachte fast keinen Bissen über die Lippen, that nur dann und wann einen langen Zug aus seinem Becher, und stieß den letztern, als der König eben ein paar verbindliche Worte zu Douglas gesagt hatte, mit Heftigkeit auf die eichene Tafel.

Das Gastmahl war endlich aus, und der König erhob sich.

„Wir haben nun, Ihr Lieben, ein freundliches und fröhliches Mahl gehalten;" sagte er. „Geht Alle jetzt auf einige Augenblicke in jene Zimmer. Nur Graf Douglas soll bei mir bleiben. Ich will mich mit meinem getreuen Vasallen über einige Gegenstände berathen, und werde Euch dann rufen lassen."

Alle gingen hinaus. Sir Patrik Grey zuletzt. Man konnte bemerken, daß er die Thüre des Nebenzimmers ein wenig offen ließ.

Der König ergriff den Grafen bei der Hand, und führte ihn in eine Fenstervertiefung. In ruhiger Rede setzte er ihm auseinander, wie unvereinbar mit der

Ruhe des Reiches und mit seinen Unterthanenpflichten das Bündniß sei, in welches er sich eingelassen hätte. Er sagte, daß er die Grafen Crawford und Roß als seine Feinde betrachte, da diese schon seit längerer Zeit sich bemühet hätten, nicht nur ihm allerlei Verdruß zu bereiten, sondern auch selbst die ihm ergebenen Unterthanen aufzuwiegeln. ‚Dies aber,‘ setzte er hinzu, ‚sei den Uebelwollenden noch nicht genug, sie beabsichtigten die Engländer in's Land zu rufen, und diese würden auch mit den Verräthern bereits gemeinsame Sache gemacht haben, wenn sie in den Fehden von York und Lancaster nicht im eigenen Lande genug zu thun hätten.‘

„Ich bitte Euch dringend, Mylord," fuhr der König nach einer Pause fort, „trennt Euch von jenen Männern, denn ich möchte Euch nicht gern als meinen Gegner betrachten. Was jenen Crawford aber anlangt, so will ich, so wahr mir Gott helfe, den obersten Stein seiner Burg Finhafen zum untersten machen."

„Es wird Ew. Gnaden schwer werden," sagte Douglas höhnisch, „diesen Schwur zu erfüllen."

„Nur dann, wenn Ihr mit dem Verräther im

Bunde bleibt;" versetzte der König, sichtlich von dem Hohne des Grafen geärgert. — „Ich bitte Euch nochmals, Mylord, gebt die böse Sache auf! Alle Guten und Edlen müssen es Euch verdenken, daß Ihr auf jene Seite treten wollet."

„Alle Guten und Edlen?" fuhr Douglas auf. „Ich ersuche Ew. Gnaden zu glauben, daß seit Menschengedenken die Douglas in Schottland stets zu diesen gezählt wurden; und mein Stamm ist zahlreich."

„Niemand wird dies bezweifeln, aber selbst das, was Ihr eben sagt, spricht gegen Euch;" versetzte der König, sich mit Gewalt zur Mäßigung zwingend. „Der Graf von Angus, selbst ein Douglas, hat mir noch heute sagen lassen, daß er auf jeden Fall auf meiner Seite sein wird."

„Hat er?" erwiederte Douglas noch höhnischer. „Immerhin! Der ‚rothe' Douglas wird den ‚schwarzen' nicht zu Boden werfen."

„Bei Gott, Mylord!" sagte der König, dem die Geduld zu mangeln begann. „Das ist nicht die Sprache, in der ein Vasall mit seinem Könige sprechen sollte."

„Ich fürchte, Ew. Gnaden werden von Andern noch ganz andere Dinge hören;“ versetzte Douglas im vorigen Tone.

„Es wäre besser, Mylord,“ sprach Jakob mit wahrhaft fürstlicher Würde, „Ihr sagtet mir ruhig, offen und auf eine Weise, die mit meiner Ehre und mit der Eurigen vereinbar ist, worüber Ihr Euch zu beklagen habt, und ich gebe Euch als König und als Ritter mein Wort, daß ich die Sache erwägen, und nach Recht und Gerechtigkeit entscheiden will. — Ein Wortstreit solcher Art kann zu nichts führen.“

„Darin haben Ew. Gnaden Recht!“ sagte Douglas kalt. „Worüber ich wie meine Bundesgenossen zu klagen haben, ist Euch längst schriftlich und mündlich bekannt worden. Hätte man uns Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so wäre übrig Zeit gewesen. Jetzt noch darauf zu hoffen wäre eitel.“

„Nochmals, Mylord Douglas, ersuche ich Euch, Eure Sache nicht mit der jener Beiden zu vermischen. Ich verspreche Euch binnen vier Wochen Eure Forderungen nicht nur nach dem strengen Recht, sondern nach den Grundsätzen äußerster Milde zu erwägen.“

„Ich trenne mich nicht von Crawford und Roß! Ihr Loos ist mein's!" sprach rauh der Graf.

„So befehle ich Euch hiermit, das Bündniß aufzulösen!" rief heftig der König, indem er ihn mit strengen Blicken maß.

„Graf Archibald Douglas ist nicht gewöhnt, auf einen bloßen Befehl die Verpflichtungen, die er übernommen, aufzugeben!" versetzte der Graf mit größter Anmaßung. „Hofft nicht, Sire, mich von dem Bunde, den ich eingegangen bin, abzubringen, bis alle unsere Forderungen erfüllt sind."

„Wohlan, so werde ich Euch dazu zwingen!" sprach mit heftig ausbrechendem Zorne der König.

„Zwingen? — Mich zwingen?" rief Douglas mit höhnischem Gelächter. „Ich möchte doch wissen, wie Ihr dies anzufangen gedächtet."

„Mit dem Schwert in der Faust, und im Vertrauen auf mein Recht!" schrie der König. „Ja, zu diesem Mittel werde ich greifen, denn meine Geduld ist aus!"

Douglas lachte laut auf, dann sagte er kalt und höhnisch:

„Haben Ew. Gnaden sonst noch etwas zu befehlen? — Meine Zeit ist kostbar."

Mit den letzten Worten machte er eine leichte Verbeugung, als ob er das Zimmer zu verlassen gedenke.

„Hier sollt Ihr bleiben und mein letztes Wort anhören!" rief der König vor Zorn bebend. „Bei Gott, Mylord, wenn Ihr Euch nicht von dem Bunde der Hochverräther lossagt, so werde ich ihn auf andere Art aufzulösen wissen."

Da der Graf noch immer Miene machte, sich, ohne entlassen zu sein, aus dem Zimmer zu begeben, so hatte der König ihn bei den letzten Worten, und vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, am Schwertgehänge gefaßt. Glaubte Douglas, daß ihn der König entwaffnen und festnehmen lassen wolle, war es ein unbändiger Zorn, oder ein unglücklicher Zufall, der Graf packte den Mantel des Monarchen. Wie der Blitz so schnell, riß der König den Dolch aus der Scheide, und stieß zweimal damit nach dem Grafen. In diesem Augenblicke stürzte Sir Patrik Grey mit hoch erhobener Streitaxt wie ein Rasender aus dem Nebenzimmer, Livingston und einige Ritter

des Königs hinter ihm her. Ohne ein Wort zu sagen, führte Grey einen furchtbaren Streich auf Douglas. Er spaltete ihm das Haupt. Der Sterbende ward von den Uebrigen noch mit mehreren Schwertstößen durchbohrt, mit Tigerwuth gepackt und aus dem Fenster gestürzt. — —

Der König stand während der Gräuelscene wie erstarrt. Er war kaum seiner Sinne mächtig. Alles schien ihm nur ein Traum. Wirklich war sie so schnell wie ein solcher vorübergegangen. Kaum drei Minuten hatte der entsetzliche Auftritt gedauert.

Noch standen die Theilnehmer an demselben wie betäubt, nur Sir Patrik Grey wischte mit grausenhafter Ruhe, mit einem Fetzen der abgerissenen Schärpe des Erschlagenen, das blutige Hirn von seiner Streitaxt, als sich die Thüre öffnete, und ein Geharnischter von einem so schönen und stattlichen Aeußern, wie man es nur selten erblickt, athemlos hereinstürzte. Der kunstvoll gearbeitete, mit edlem Metall verzierte Harnisch, der goldene Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln den Helm zierte, von welchem eine weiße Pferdemähne herabwallte, deuteten schon auf einen Mann von Rang, wenn auch nicht die

männlich schönen Züge, das große dunkle Auge, so imponirend gewesen wären. Von Anstrengung des Rittes und innerer Erregung war das schöne Gesicht des Eintretenden geröthet, sein Auge flammte.

„Was muß ich hören, Sire? Welches Unglück!" — rief derselbe, indem er auf den König zustürzte. „Ein Treubruch wie dieser, eine solche Felonie ist nicht erhört! — Douglas hatte einen Geleitsbrief."

„Sagt nein, Graf Orkney!" rief der König mit Entsetzen. „O mein Gott! Ich bin nicht schuld an dieser That! Ich habe sie nicht gewollt! — Was werden unsere Feinde dazu sagen!"

„Dies werde ich in wenigen Stunden wissen;" sagte Orkney. „Aus meinem Munde sollen sie zuerst diesen Vorgang hören! Ich bin es, durch den Douglas bewogen worden, herzukommen, ich werde ihnen den Geleitsbrief, und mit ihm mich selber überliefern."

„Ha, Ihr wollt Euch den Rebellen anschließen, wollt Euch rächen?" rief Livingston heftig.

„Eine solche Handlungsweise stünde Euch an, nicht mir;" sagte der Graf mit Würde. „Ich bleibe dem Könige und meinem Eide treu, aber die That,

die geschehen ist, werde ich laut und überall verdammen."

„Ich darf Euch nicht ziehen lassen, Graf!" sagte der König geängstigt. „Meine Feinde werden den unglücklichen Vorgang als eine im Voraus abgeredete Sache betrachten, und sich an Euch rächen wollen. Ich will einen meiner Ritter, ich will einen Herold an die Douglas senden." —

„Meinen Ew. Gnaden, daß nach einer That wie diese ein königlicher Herold mehr Glauben finden werde wie ich?" versetzte Orkney ernst. „Ich bin gewohnt, daß Freund und Feind unbedingt meinen Worten vertraut. Ich werde den Douglas die Wahrheit, die ganze Wahrheit, Alles was beschlossen worden und was geschehen, so weit es zu meiner Kunde kam, mittheilen. Mißtrauen sie meinen Worten, wollen sie sich an das unglückliche Werkzeug des Todes ihres Verwandten halten, so mögen sie es thun."

„Ihr dürft Euch nicht den Wüthenden überliefern! Ich gebe es nicht zu!" rief der König.

„Als Ew. Gnaden mich an Douglas sendeten, und dennoch diese That geschehen ließen, ertheiltet Ihr mir damit auch das Recht, laut zu erklären, daß ich

an dem Treubruch keinen Theil habe; von diesem Rechte werde ich jedenfalls Gebrauch machen;" sprach fest der Graf. „Mein König kann nicht wollen, daß ich mich eines Verbrechens beschuldigen lasse, an dem ich keinen Theil habe."

„Ein Verbrechen?" sprach Patrik Grey mit rauhem Tone. „Ich sah die Hand des Rebellen an dem Mantel des Königs, und meine Axt schmetterte ihn darnieder."

„Es kommt mir nicht zu, zu untersuchen, ob Unterthanenpflicht oder Rache Eure Hand geführt. Euer Gewissen wird Euer Richter sein;" versetzte Orkney.

„Wir werden den Vorgang in ganz Schottland bekannt machen, und Jeder wird sagen, daß ein anmaßender und verwegener Rebell gerichtet worden;" sagte Livingston.

„Nein ermordet, Mylord!" fuhr Orkney auf. „Wehe Euch, wenn die That vorausbedacht und von Euch gebilligt worden! Ihr habt Euch dann an dem Könige und Eurer Ritterehre zugleich vergangen. — Doch ich habe noch etwas Anderes mit Euch abzumachen! Vor einer Stunde ward mir gemeldet,

daß Lady Lilias von Keir auf Euren Befehl im Namen des Königs auf der Straße überfallen, festgenommen und nach Orkney gebracht worden ist. Ich frage Euch, Mylord: ob Ihr auf Befehl Sr. königlichen Gnaden gehandelt, und warum Ihr die Lady gerade auf eine meiner Burgen gesendet habt?"

„Der Lord sagte mir, daß die Lady eine Hauptanstifterin des verrätherischen Bündnisses und ihre Verhaftung nothwendig sei;" versetzte der König. „Ich selbst kam auf den Gedanken, sie Eurer Aufsicht zu übergeben. Euer Name sollte ihr Bürgschaft sein, daß man nichts Uebles gegen sie im Sinne habe. Sie weiß, daß Ihr mit Douglas stets in gutem Vernehmen gestanden."

„Weil dies der Fall gewesen, Sire," sagte der Graf mit ernstem Tone, „bitte ich, daß Ihr geruhen möget, die Dame sogleich wieder in Freiheit zu setzen, oder mir mindestens zu gestatten, sie Eurer Gnaden zu überliefern. Niemals werde ich Frauen gefangen halten, und am wenigsten, wenn eine solche die Verlobte eines Mannes war, dessen Thaten ich zwar nicht gebilligt habe, vielmehr verdamme, der aber dennoch mein Freund gewesen ist."

„Lady Lilias ist die Seele des Bundes der Rebellen!“ rief Livingston.

„Es ist höchst gefährlich sie in Freiheit zu setzen;“ stimmte Crichton bei.

„Wohlan, Graf!“ sagte der König nach kurzem Nachdenken. „Sendet die Dame nach Edinburg. Ich gebe mein königliches Wort, daß sie dort gut behandelt werden, ja gänzlich in Freiheit gesetzt werden soll, wenn sie sich verpflichtet, sich ruhig zu verhalten.“

„Ich werde der Lady die Botschaft selbst überbringen, und sie nach Edinburg geleiten, vorausgesetzt, daß ich die Burg Jakobs Douglas, des ältesten Bruders des Getödteten, lebendig verlasse;“ sprach Graf Orkney.

Alle Vorstellungen des Königs, den Grafen von seinem Vorsatze, sich selbst in die Mitte der feindlich gesinnten Familie zu begeben, abzubringen, waren umsonst. Noch in derselben Stunde reiste er ohne alle Bedeckung von Stirling ab. Nur mit Mühe ließ er sich dahin bringen, daß er Hamilton von Cadyow gestattete, ihn zu begleiten. Letzterer verzieh jetzt um so lieber den Schimpf, den ihm sein Oheim,

Livingston, angethan, da er einsah, welch einen Freundschaftsdienst ihm dieser erwiesen hatte, als er ihn nicht in die Burg ließ. —

Ein Wuth- und Racheruf erscholl in dem ganzen mächtigen Stamme der Douglas, als Orkney die Nachricht von dem Tode des Grafen brachte. Der Ueberbringer derselben würde unfehlbar niedergemetzelt worden sein, wenn nicht der Umstand, daß er selbst in ihrer Mitte erschien, und ihnen den Geleitsbrief des Königs, den man bei dem Leichnam des Todten gefunden hatte, überbrachte, ein Zeugniß für seine Unschuld gewesen wäre. Der Graf erzählte den vier Brüdern des Getödteten auf's genaueste den ganzen Vorgang, und fügte nach seiner Ueberzeugung bei, daß, obwohl Douglas durch höhnische und trotzige Reden den König erzürnt, dieser dennoch nicht mit Vorbedacht den Grafen habe tödten lassen, sondern dies das Werk seiner Umgebung gewesen sei. Eben so bemerkte er, daß der König, obwohl er vermuthen konnte, daß Douglas einen Geleitsbrief habe, diesen Umstand nicht mit Bestimmtheit gewußt, der Graf bei seinem Erscheinen desselben nicht erwähnt habe, Orkney aber erst nach vollzogener That in der Burg

angekommen sei. Hamilton von Cadyow bekräftigte Alles, was Orkney sagte, indem er vor seiner Abreise an Ort und Stelle von dem Vorgange sich genaue Kenntniß verschafft hatte, und erklärte, daß er der Sache der Douglas treu bleiben werde, doch nur, wenn Letztere den Grafen Orkney, der an dem Tode ihres Oberhauptes völlig schuldlos sei, freie Abreise gestatteten. Sie gewährten diese Forderung um so mehr, als der Graf ihnen den gefaßten Beschluß hinsichts der Lady Lilias mittheilte. Orkney verließ demgemäß die Burg der Douglas, um die Dame abzuholen, und nach Edinburg zu geleiten.

Die Familie Douglas schnaubte indeß die grimmigste Rache. Der älteste Bruder des Getödteten, Lord Jakob, ward zum Haupte des Stammes erklärt, dann eilten alle vier Brüder auf ihre Burgen, versammelten ihre Lehnsleute, und zogen mit großer Macht nach Stirling. Hier proclamirten sie unter dem Schalle von fünfhundert Hörnern und Trompeten den König Jakob als einen ‚falschen und treulosen Mann'; den Geleitsbrief banden sie einem ihrer Diener als Schlepp hinten an den Rock und ließen ihn so durch die Straßen ziehen, dann plünderten

sie die Stadt. Das Schloß war indeß zu fest, als daß sie gegen dieses etwas hätten unternehmen können.

Hätte der König sich nicht mit ungemeiner Klugheit und Mäßigung benommen, so würde der unglückliche Vorfall in ganz Schottland ein Feuer entzündet haben, das Niemand so bald wieder hätte löschen können. In der That war es schon so weit gekommen, daß er unschlüssig war, ob er den bevorstehenden Kampf ausfechten oder nach Frankreich fliehen solle. Sein Muth und der Rath Kennedy's, Erzbischofs von St. Andrews, eines der klügsten Männer seiner Zeit, bestimmten ihn indeß für den Kampf. Der König machte durch mehrere Agenten dem schottischen Adel Vorstellungen, durch die er bewies, daß, wenn er in diesem Streite unterliege, die Douglas so mächtig werden müßten, daß für die übrigen Großen des Reichs aller Einfluß verloren sei. Ehrenstellen, Ländereien und Geldsummen wurden Denen versprochen, welche sie verlassen, und auf die Seite des Königs treten würden. Diese Versprechungen, und die Furcht vor der Gewalt der Douglas, bewegten Manchen, sich der Sache des Königs fester anzuschließen. Das größte Aufsehen erregte es, als

sich der Graf von Angus, selbst ein Douglas, aber von einer jüngern Linie, für die Sache des Königs erklärte. Die Meinung des Getödteten: daß der ‚rothe Douglas' nicht den ‚schwarzen' zu Boden werfen werde, ging somit nicht in Erfüllung. Die große Familie Gordon schloß sich nun auch dem Könige an, und ihr Haupt, der Graf von Huntly, sammelte ein Heer, womit er den Grafen von Crawford in der Schlacht von Brechin eine totale Niederlage beibrachte. Der innere Krieg in Schottland wüthete indessen in kleinern Gefechten noch lange fort, ehe er sich mit der Niederlage der Douglas endigte.

Während der König einen Aufruf an seine Vasallen ergehen ließ, und durch eine offene Erklärung sein Verfahren gegen den Grafen Douglas zu rechtfertigen suchte, befanden sich Lilias und Anna von Keir auf der Insel Mainland, der bedeutendsten der Orcaden. Diese Inseln, hoch im Norden liegend, und durch eine wüthende Strömung ‚den Rust von Pentland Frith', von der Nordspitze von Schottland getrennt, sind vermöge ihrer Lage in so hoher Breite rauh und unwirthbar. Die Birke und der Wachholder sind die einzigen baumartigen Gewächse, und

wenn nicht zur Sommerzeit grüne Matten dem Auge einigen Genuß gewährten, so würde der Aufenthalt auf den Orkney-Inseln ein sehr trauriger genannt werden müssen. Am anmuthigsten — wenn diese Bezeichnung überhaupt in Beziehung auf die Orkneys passend genannt werden kann — so wie am cultivirtesten, ist die Insel Mainland, oder Pomona. Obwohl ziemlich einförmig und öde, hatten die alten Jarls der Vorzeit, die Ahnen der Grafen von Orkney, sie dennoch zu ihrem Sitze gewählt. Von nordischen Seekönigen entsprossen, beherrschten sie von hier aus die Orcaden und die Shetlands-Inseln, und von der Zeit an, wo der Dienst Odins und Freya's dem Dienste des Kreuzes Platz gemacht hatte, waren sie stets ein mäch'iges und gefürchtetes Geschlecht gewesen. Bald nach dem Tode des heiligen Magnus, der von der Mörderhand heidnischer Druiden fiel, hatten dessen Nachkommen auf Mainland ein gothisches, palastähnliches Kastell zu bauen angefangen; der Plan dazu aber war so großartig angelegt worden, daß es erst unter Magnus dem Dritten im dreizehnten Jahrhundert beendigt worden war. Der Punkt, auf dem das Schloß erbaut worden,

war überaus wohlgewählt am Strande einer schönen Bay, welche die Vorgebirge Inganeß und Quanterneß einschließen. Zur Seite des Kastells erhob sich die damals noch sehr unbedeutende Stadt Kirkwall, aus der indessen die St. Magnuskirche und die Wohnung des Bischofs bereits stattlich emporragten.

Das Kastell, oder ‚der Grafenpalast‘, wie er in neuerer Zeit, die nur noch die Trümmer von ihm gesehen hat, genannt ward, war ein sehr großer, gothischer, und in der Reinheit seiner Architectur so ausgezeichneter Bau, daß er in seinen Ruinen noch heute zu Studien gothischer Baukunst dienen könnte. Er nahm drei Seiten eines viereckigen Platzes ein, und seine Ecken waren mit mächtigen Thürmen, sowohl zur Zierde wie zur Vertheidigung geeignet, versehen. Von dem Hauptportale aus, gelangte man auf einer großen zierlichen Treppe von drei Abtheilungen, in einen sehr geräumigen Prunksaal, der mit mehreren runden Thurmzimmern in Verbindung stand, und an jedem Ende einen ungeheuren Kamin hatte. Die Decke des Saales war, so wie die beiden Seitenwände, mit dem Wappenschilde des Grafengeschlechts verziert, und Familiengemälde, von dem

Portrait des heiligen Magnus an, bis zu dem des letzten Besitzers, dienten ihm zu einem stattlichen Schmuck. Ein einziges ungeheures Fenster mit einem gothisch geschnörkelten, steinernen Rahmen, erhellte das weite Prunkgemach. An diesem Fenster befanden sich eines Morgens Lady Lilias und Anna, und sahen auf die von der Sonne bestrahlte flimmernde See, als ein Rennen und Laufen der Einwohner von Kirkwall, die dem Hafen zustürzten, ihre Aufmerksamkeit rege machte. Schon längere Zeit hatten sie ein mit vollen Segeln heransteuerndes, stattliches Schiff bemerkt, aber sie hatten demselben keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt sahen sie plötzlich eine bunte Flagge an dem Hauptmaste des Schiffes emporschweben. Ein freudiger Ruf erscholl aus dem Knäuel der Einwohner, der sich an der Landungstreppe des Hafens gebildet hatte, und sogleich flog an der dort aufgepflanzten Signalstange die Flagge von Orkney empor. Das Schiff steuerte indeß mit Windeseile heran, und warf, unter lautem Zuruf der Einwohner, endlich Anker. Ein Boot landete, und der Jubelruf wiederholte sich mehrmals. Die Entfernung war zu groß, als daß die Damen

hätten deutlich bemerken können was vorging, doch jetzt wälzte sich die Menge der Bevölkerung vom Hafen dem Palaste zu. Ein Geharnischter, auf dessen Silberhelm ein goldener Adler ruhete, ging an der Spitze der Menge. Er blieb dann und wann stehen, und sprach ein paar freundliche Worte mit Einem oder dem Andern aus dem Haufen. Jetzt befand sich die Schaar auf dem Platze vor dem Schlosse.

„Wer mag der stattliche Rittersmann sein?" fragte die Lady ihre Verwandte. „Wie ein Fürst erscheint er unter dieser Menge. — Aber mein Gott! Es ist doch nicht —"

„Ja, er ist's!" rief Anna lebhaft. „Ganz recht nennt Ihr ihn einen Fürsten, Base, denn wie ein solcher erscheint er neben jedem andern männlichen Wesen. — Es ist Graf Orkney."

„Ha!" rief die Lady überrascht. „Orkney ist's? Nun wundert es mich nicht mehr, daß Du immer seine Partei nimmst. So schön und stattlich hatte ich mir meinen Kerkermeister nicht gedacht."

Der Graf war inzwischen in das Schloß getreten. Seine Sporen klirrten auf der Treppe. Er trat in den Saal. Er war heute wunderschön. Da er den

Helm abgenommen hatte, so fielen seine vollen, langen, dunkeln Locken bis auf die Schultern herab. Seine schönen Züge durchzuckte heute nicht der Ausdruck des Schreckens und des Zorns, wie zu Stirling. Freundlichkeit und Milde, verbunden mit einer edlen Ruhe, waren über sie ausgebreitet.

„Mylady von Keir," sagte er in einem nicht nur höflichen, sondern fast herzlichen Tone, „ich sollte mich eigentlich nur freuen, Euch zum ersten Male in meinem Hause begrüßen zu können, und dennoch mischen sich schmerzliche Gefühle in die Begrüßung einer so hochgeachteten Gästin."

„Einer armen Gefangenen wollt Ihr sagen, Mylord;" erwiederte die Lady mit Stolz und Kälte.

„Diese seid Ihr nicht mehr, sobald Ihr nur selber wollt;" versetzte der Graf. — „Aber jetzt sehe ich erst, daß ich eine Bekannte aus früherer Zeit an Eurer Seite finde! Fräulein Anna; nicht wahr? — O ich erkannte Euch gleich! Ihr waret ein Kind noch als ich Euch im Hause Eures Vaters sah, aber das liebe Gesicht der kleinen Bekannten, die so gut und freundlich gegen mich war, habe ich nicht vergessen."

Anna konnte kein Wort erwiedern. Sie wollte reden, aber das Herz war ihr so voll. Es war ihr zu Muthe, als ob ihr die Brust zerspringen sollte.

„Mylady," fuhr der Graf, zu Lilias gewendet, weiter fort, „Ihr seid übel, und ich darf wohl sagen ungerecht behandelt worden." —

„Meint Ihr?" unterbrach ihn die Dame mit Hohn.

„In meinem Namen hat man Euch übel behandelt, dennoch bin ich unschuldig an dieser That;" sagte Orkney.

„O ich weiß!" versetzte die Lady mit höhnischem Lächeln. „Ihr habt blos dazu gerathen. Die Söldner des Königs führten sie aus."

„Ich habe nicht dazu gerathen, Mylady! Wäre ich zu Stirling gewesen, als man diesen Beschluß faßte, so wäre er nicht zur Ausführung gekommen. Leider kam ich zu spät, um ihn noch hintertreiben zu können."

„Was hat man über mich beschlossen?" fragte die Dame mit verächtlicher Miene, und als ob sie andeuten wolle, daß es ihr einerlei sei, ob der Graf oder ein Anderer den Rath gegeben habe.

„Sr. Gnaden, der König hat mich beauftragt, Euch nach Edinburg zu geleiten. Verzichtet Ihr auf jede Theilnahme an dem Bunde seiner Feinde, so wird man Euch sogleich in Freiheit setzen."

„Und wenn ich es nicht thue?" fragte die Lady kalt.

„So würdet Ihr bis nach Beendigung des Kampfes dort bleiben müssen. Daß man Euch gut behandelt, dafür würde ich haften;" versetzte Orkney.

„Ich nehme Eure Bürgschaft nicht in Anspruch, Mylord;" sagte Lilias stolz. „Ob mich der König in Edinburg in Freiheit setzen, ob er mich hier von jenem Vorgebirge herab in's Meer stürzen läßt, es ist einerlei. Niemals werde ich einem Bunde entsagen, bei welchem Douglas beharrt, und bei dem zu beharren ich ihm mein Wort gegeben habe."

„Ach Mylady," sagte der Graf unwillkührlich von der Erinnerung an den Getödteten ergriffen. „Douglas wird Euch nicht daran mahnen."

„Wie soll ich Euch verstehen, Mylord?" versetzte die Lady rasch. „Hat man den Edlen, trotz Eurer Friedensversicherungen und des Geleitsbriefes, den Ihr

ihm gebracht, etwa auch eingekerkert, ohne daß Ihr dazu gerathen habt, oder dabei gewesen wäret?"

Das Auge der Lady flammte. Hohn und Verachtung sprach aus ihren Blicken.

„Wäre ich zu Stirling gewesen, als Graf Douglas dort ankam, so wäre es mir gewiß gelungen, ihn mit dem Könige zu versöhnen;" sagte Orkney, indem ein Zug tiefer Trauer seine schönen Züge durchzuckte.

„Nun Mylord? — Ihr schweigt auf meine Frage! — Hat man wirklich den schändlichsten Treubruch an dem Wackern begangen? Hat man ihn gefangen genommen?" rief die Lady heftig.

„Wollte Gott, ich könnte Euch eine bessere Botschaft bringen, als es der Fall ist!" sprach seufzend der Lord. „Ich bitte Euch, das, was ich zu sagen habe, mit Fassung anzuhören, mir aber vor Allem auf mein Ritterwort zu glauben, daß Niemand mehr wie ich beklagt —"

„O Mylord, sprecht nicht von Euch! Sprecht von Douglas!" unterbrach ihn die Lady mit einem Ausdruck von Wildheit in ihrem Auge.

„Der Graf kam nach Stirling, er ward freund=

lich vom Könige aufgenommen, sie tafelten und tranken in Friede und Freundschaft. Nach aufgehobener Tafel blieben beide allein. Die Räthe und Ritter des Königs waren in den anstoßenden Zimmern. Längere Zeit besprachen sich der König und Douglas mit einander. Plötzlich hören die Lords die Stimmen Beider laut lärmend ertönen. Sie stürzen in die Halle, und erblicken Douglas den König am Mantel festhaltend, letztern aber mit gezogenem Dolche. Jetzt werfen sie sich auf den Grafen —"

Orkney stockte.

„Sie ergreifen ihn! Werfen ihn in Fesseln!" fiel Lilias fast schreiend ein.

„Nein! — Nein! — So war es nicht;" sprach Orkney zögernd. „Sie zogen die Schwerter, Sir Patrik Grey ergriff die Streitaxt —"

„Was? Sie haben ihn verwundet? — Doch nicht tödtlich? Nein, Graf Orkney! — Nur verwundet, leicht verwundet, dann gefangen genommen? Nicht wahr, weiter nichts?"

Ein Fieberschauer schien die Lady bei diesen Fragen zu schütteln. Ihr Gesicht ward bleicher und bleicher.

„Ich kann Euch, Mylady, die traurige Wahrheit nicht verbergen;“ sagte der Graf betäubt. — „Douglas fiel unter den Schwertern seiner Gegner.“

„Todt? — Todt?“ rief die Lady laut schreiend, und ihre Stimme schallte schauerlich in der weiten Halle zurück.

„Der Vorfall ist ein entsetzlicher, und der König selbst davon tief ergriffen;“ sagte Orkney. „Wie der Streit sich angefangen hat, weiß Niemand, da der König selbst darüber schweigt. Die Hofleute sagen, der Graf habe ihn durch schnöde Reden gereizt, und der König sei gezwungen gewesen, sich mit dem Dolche zu vertheidigen.“

Die Lady sah mit ihren dunkeln Augen, die sich in dem marmorblassen Gesicht um so geisterhafter ausnahmen, dem Sprechenden starr in's Gesicht, dann sagte sie nach langem Schweigen: „Darf ich fragen, wo Ihr Euch befandet als der Mord geschah?“

„Ich hatte mich im Auftrag des Königs zu dem Grafen von Angus begeben müssen, und traf unglücklicherweise erst zu Stirling ein, als die That geschehen war.“

„Wie sonderbar es sich doch trifft, daß Ihr immer abwesend waret, wenn Jemand in eine, in Eurem Auftrage gelegte Schlinge fällt?" sagte die Lady nach einer langen Pause, in der sie eine innere Bewegung, die aber von der heftig arbeitenden Brust, der bebenden Lippe verrathen wurde, gewaltsam zu verbergen suchte. „Ich werde heimtückisch überfallen und gefangen genommen, werde durch wilde, unwirthsame Gegenden auf eines Eurer Schlösser geführt; Ihr seid abwesend! — Ihr bringt Douglas einen königlichen Geleitsbrief, Ihr bewegt den Vertrauenden nach Stirling zu gehen; dort wird er ermordet. Ihr seid wieder abwesend!"

„Zeitlebens werde ich dies unglückliche Zusammentreffen, das mich tiefer betrübt als Ihr meinen möget, beklagen;" versetzte Graf Orkney traurig. „Gebe Gott, daß die unheilvolle That nicht für Schottland, für den König, für uns Alle, von den unglücklichsten Folgen sei! Was Ihr verlort, Mylady —"

„O, ich bitte Euch, Mylord!" unterbrach ihn bitter die Lady. „Was ich verlor, fühle ich tief bis in die innerste Seele, aber ich bedarf und verlange keinen Trost. Ich gehöre nicht zu den wimmernden

Weibern, die durch Haarzerraufen und Händeringen den Mann, den sie liebten und verloren, wieder in's Leben rufen möchten. Ich würde mich des edlen Helden, der offen und vertrauend in das Haus des Mordes, aus dem er nicht wiederkehren sollte, ging, unwerth glauben, wenn ich auf solche Weise seine Leichenfeier begehen sollte. — Für jetzt bitte ich Euch, mich auf einige Zeit allein zu lassen."

Mit jedem Worte, das die Lady sprach, ward ihre anfangs zitternde Stimme ruhiger, ihre Haltung gefaßter. Dem Grafen war es willkommen, die ihm peinliche Unterredung endigen zu können, und er war froh, als er die Halle verlassen konnte. —

So wie die Lady und Anna allein waren, ging letztere auf die Verwandte zu, und ergriff sanft ihre Hand. Mit einer Art Hast zog Lilias sie aus der der Verwandtin, indem sie ihr winkte, sie jetzt sich selber zu überlassen. Ohne eine Thräne zu vergießen, schritt sie lautlos, bald langsamer, bald schneller, im Saale auf und ab. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken. Dann trat sie wieder an's Fenster. Ihr düsteres Auge schauete hinaus auf das ruhige blaue

Meer, sie lehnte die mit kaltem Schweiß sich bedeckende Stirn an die steinernen geschnörkelten Säulen, die den Fensterrahmen bildeten, und blieb längere Zeit in dieser Stellung. Plötzlich kehrte sie sich um, und winkte Anna, sich auf einen der beiden Steinsitze, die rechts und links in der Vertiefung des Fensters angebracht waren, niederzulassen, während sie selbst auf dem andern Platz nahm.

„Wir werden einige Zeit noch hier bleiben, Anna;“ sagte sie mit einer Fassung und Ruhe, die das Mädchen ganz in Verwunderung setzten. „Daß ich von dem Bunde, dem Douglas angehörte, mich nicht lossage, darf ich wohl kaum erwähnen. Was aber soll ich dann in Edinburg? Es steht mir nicht an, meinen Feinden dort zum Schauspiel zu dienen. Hier in diesem abgeschiedenen Winkel der Erde, wo Alles mit meinen Empfindungen übereinstimmt, will ich bleiben, und Graf Orkney wird mir die Bitte nicht versagen.“

„Gewiß erfüllt er diesen Wunsch, wenn Ihr ihn aussprecht;“ fiel das Mädchen lebhaft ein. „Ich will mich herzlich darüber freuen. Die Einsamkeit wird Euch wohlthun in Eurem Schmerze. Was

mich anlangt, so finde ich diese entlegenen Inseln gar nicht so häßlich, wie Ihr immer meintet, daß sie wären. Alles trägt einen so eigenthümlichen Character, daß ich ihn gar nicht mit Worten zu schildern im Stande wäre. Blicke ich hier auf Mainland um mich her, sehe ich dieses flache, begrünte, einsame Land, ohne Bäume, ohne Gesträuch, nur von den vielfarbigsten Moosen überwachsen, so empfinde ich einen sonderbaren, aber durch seine Ruhe wohlthätigen Eindruck, der indeß wieder einem ganz andern, gerade entgegengesetzten Platz macht, wenn ich die zackige Felseninsel Hoy betrete, und dort in das tobende, donnernde, sich in zerklüfteten Wirbeln überstürzende Meer hinabblicke. Ich wüßte nicht zwei, meine Empfindungen schildernde und dabei ganz erschöpfende Worte, zur Bezeichnung dieser unendlichen Ruhe und jenes Aufruhrs anzugeben."

„Ich aber weiß sie!" sagte die Lady mit einem grausigen Lächeln. „Das Land ist wie der T o d, und das Meer wie die R a ch e."

Ohne weiter etwas hinzuzufügen, erhob sie sich, und ging, Anna betroffen zurück lassend, nach ihrem Zimmer.

Die Lady blieb den ganzen Tag, ohne etwas von Speise oder Trank über die Lippen zu bringen, in ihrem Gemache. Stumm wie ein Steinbild, ohne daß eine Thräne ihren Augen entfloß, saß sie da, und starrte auf den Estrich des Bodens. Alle Anreden, alle Bitten Anna's, ihrem Grame Worte zu leihen, wurden nur mit einigen abwehrenden Winken der Hand beantwortet. Um so erstaunter war das Mädchen, als es am folgenden Tage die Lady gänzlich umgewandelt fand. Eine unbegreifliche Ruhe, eine Fassung der seltensten Art war über sie gekommen. Sie ließ den Grafen zu sich bitten, sie sagte ihm, daß sowohl die Lage der Dinge, wie ihre Stimmung, sie wünschen ließen, einige Zeit von Edinburg, wie von dem Schauplatze des Kampfes zwischen dem König und seinen Gegnern, entfernt zu sein, und daß sie ihn deshalb bäte, ihr den Aufenthalt zu Kirkwall oder auf einer andern seiner Burgen zu gestatten. Die Art, wie sie dies sagte, war so einfach, so gänzlich von jedem Ausdruck von Haß oder Bitterkeit entfernt, daß Orkney sich um so mehr freuete, dem geäußerten Wunsche sogleich entsprechen zu können. Er schlug der Lady vor, noch ein paar

Tage auf der Insel zu verweilen, dann werde er sie selbst nach einer seiner Burgen in der Nähe von Perth geleiten, wo sie, so lange sie wolle, verweilen könne. Der Graf setzte hinzu, daß dies Schloß einen recht angenehmen Aufenthalt darbiete, da es höchst romantisch gelegen sei, und indem er es als seinen Lieblingssitz betrachte, habe er es vor allen seinen Schlössern mit den größten Bequemlichkeiten ausgestattet.

Die Lady war heute in ihrer Sprache, wie in ihrem ganzen Wesen, eine ganz Andere, und nicht nur Anna, sondern auch Orkney, schien dies aufzufallen. Sie erwähnte des Unglücks, das sie getroffen, mit keiner Sylbe, sie vermied selbst den Namen ‚Douglas' auszusprechen, und der Graf hütete sich natürlich ebenfalls, des traurigen Vorfalls zu erwähnen. Indem er ihr Unglück ehrte, erschöpfte er sich in Aufmerksamkeiten aller Art, um auf diese Weise der Lady zu zeigen, daß sie bei ihm mit Recht ganz andere Gesinnungen vorauszusetzen habe, als die, welche sie früher gefaßt. Er lauschte auf jeden ihrer Winke, und überhäufte sie mit Artigkeiten, doch auf eine so gewählte Weise, daß jeder Gedanke eines Auf-

dringens derselben fern bleiben mußte. Dies Verhältniß fand auch in den folgenden Tagen gleichmäßig statt. Anna konnte sich nicht genug über die Verwandte wundern. Sonst überaus leidenschaftlich in Liebe wie in Haß, in Freude wie in Trauer, war sie jetzt die Gelassenheit, die Ruhe selbst; sonst gewöhnlich bei Kleinigkeiten leicht aufgeregt, und dann in ihren Aeußerungen kaum Maß und Ziel findend, war sie jetzt mit Allem zufrieden, ja sie schien Uebelstände, die sie sonst in üble Laune versetzt haben würden, gar nicht zu bemerken. Unterhielt sie sich mit Orkney, so sprach sie blos über die Zustände, die Eigenthümlichkeiten der Inseln, welche das kleine Reich des Grafen bildeten; jede Kleinigkeit schien sie dann zu interessiren. Da Lilias, von Natur verständig und sprachgewandt, ihre Unterhaltung, sobald sie wollte, sehr angenehm zu machen wußte, so war es kein Wunder, daß der Graf sich in ihrer Nähe sehr wohl befand, und diese fortwährend aufsuchte. War die Lady nun aber in seiner Gegenwart sehr gesprächig gewesen, so ward sie, sobald er das Gemach verließ, um so schweigsamer. Es schien dann, als sei sie ganz erschöpft von einem Zwange, dem

sie sich nothgedrungen unterzogen habe. Stunden lang saß sie dann am Fenster schweigend vor sich hinstarrend, oder wie mechanisch auf das Meer hinausblickend, und als Anna, davon geängstigt, sie einst mit liebendem Tone bat mit ihr zu reden, riß sie heftig ihre Hand aus der des Mädchens, und sagte mit finsterer Miene: „Laß mich! Ich kann nicht sprechen, ich kann nur denken." — Dennoch war sie, als Orkney einige Zeit darauf in's Gemach trat, so gesprächig wie zuvor.

Da der Graf glaubte, daß der Schmerz der Lady milder geworden sei, und sie einsehe, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, so suchte er alle Gelegenheiten auf, sie, so viel in seinen Kräften lag, zu unterhalten und zu zerstreuen. Seefahrten nach der romantischen Insel Hoy wurden unternommen. Hier führte der Graf die Damen nach dem berühmten Wart-Hill, einem Berge, auf dessen unzugänglicher Spitze, den Meinungen der Inselbewohner nach, ein bezauberter Karfunkel liegen soll, den Mehrere zur Mitternachtszeit wie einen Stern durch das Dunkel strahlen gesehen. Er zeigte ihnen auch den Dwarf-Stone, eine durch Men-

schenhände ausgearbeitete, oder doch erweiterte Höhle, eine ehemalige Druidenwohnung, in welcher indeß die Orcadier den Aufenthalt des in den alten Sagen oft erwähnten Zauberzwerg Trolld erblicken wollen. Erlaubte die stürmische See nicht so weite Ausflüge, so ritt die Gesellschaft auf kleinen Shetlandspferden nach dem ‚See von Stennis', einem schönen Wasserspiegel, den ein sich in's Innere von Mainland ziehender Meeresarm bildet. Hier befinden sich alte druidische Denkmale, welche selbst dem von Stonehenge nicht nachstehen. Der Graf zeigte ihnen hier die ‚Brücke von Broisgar', den Zugang zu einem Druidentempel oder Opferplatz, von welchem ungeheure bemoos'te Steinblöcke emporragen, und machte die Frauen besonders auf einen Steinpfeiler aufmerksam, bei welchem, der Sage nach, in grauer Zeit die Liebenden ‚den Schwur bei Odin' leisteten. Anna konnte kein Auge von dem schönen Manne wenden, wenn er mit einer ungemeinen Lebendigkeit von den alten wunderbaren Zeiten erzählte. Er erschien ihr wie einer der in den Nordlandssagen verherrlichten mächtigen Seekönige, wenn sie mit goldnem Helme, und der flatternden Mähne des Pferdes

geschmückt, zur Seite des Opfersteins standen, und der weißgekleidete Druide den Beistand Odins und Thors für den nächsten Meerzug auf sie herabrief. Ueberhaupt hatte der Graf einen unendlichen Eindruck auf das Herz des Mädchens gemacht. Von der Natur mit einer gefühlvollen, den leisesten Eindruck empfindenden Seele begabt, hatte es, von Jugend an in einer düstern Burg eingesperrt, noch nie andere Männer als Greise oder rohe, ungebildete Kriegsleute um sich gesehen. Dies war der Grund, weshalb das Bild des Grafen Orkney, als dieser zuerst in der Burg ihres Vaters erschien, einen so unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen hatte. Jetzt sah sie ihn täglich, sie fand, daß er so liebenswürdig als schön sei, und es war mithin kein Wunder, daß sein Bild ihre ganze Seele füllte. Anna war indeß weit davon entfernt, sich zu gestehen, daß sie ihn mit allem Feuer einer jugendlichen Seele liebe. Sie war arm, zurückgesetzt, von Kindheit an gewöhnt, sich mehr als die erste Dienerin, wie als die Verwandte der Lady zu betrachten, und es schmerzte sie deshalb auch nicht, wenn sie sah, daß der Mann, der ihr ein höheres Wesen schien, der der Abgott ihrer Seele

war, alle seine Aufmerksamkeit der Lady widmete, und für sie nur dann und wann einige herzliche und freundliche Worte hatte. Da Anna sich fortwährend in der Gesellschaft ihrer Verwandtin und des Grafen befand, so konnte ihr nicht entgehen, daß jene Beiden von Tage zu Tage immer befreundeter, ja vertrauter wurden. Es war, als ob sie sich von jeher gekannt hätten, besonders aber, als ob Douglas nie existirt habe. Nicht ein einziges Mal erwähnte die Lady des Verstorbenen, aber auch selbst von den Zwistigkeiten des Adels und des Königs war mit keiner Sylbe die Rede. Es schien, als ob Lilias absichtlich vermeide, davon zu sprechen. Daß Orkney nicht über diesen Gegenstand zu reden Lust hatte, war erklärlich. Bis jetzt hatte Anna stets in dem Benehmen der Verwandtin den Plan gesehen, das Vertrauen des Grafen zu gewinnen, und ihn durch dieses zu vermögen, sie auf ihre Güter zu entlassen, wo nicht ihn gar zu dem Bunde hinüberzuziehen. Nach und nach kam sie indeß wieder von diesem Gedanken ab. Zu ihrem Erstaunen fand sie, daß der Widerwille, der Haß, den Lilias gegen jenen Mann gehabt, in der kurzen Zeit ihres Beisammen=

seins nicht nur völlig verschwunden schien, sondern sogar wohlwollenden Gefühlen Platz gemacht haben müsse. Nicht nur, daß sie alle die kleinen Gefälligkeiten, die Ueberraschungen, die ihr Orkney bereitete, mit sichtlichem Wohlwollen aufnahm, sondern sie sagte ihm bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einige verbindliche Worte; ein Umstand, der dem Mädchen um so ungewöhnlicher vorkommen mußte, als dergleichen ganz außer den Gewohnheiten der Lady lag. Der Graf schien die Umwandlung der Gesinnungen derselben indeß nach ihrem Werthe zu veranschlagen. Er veranstaltete allerlei kleine Feste, wo er seine ‚Udaller' (freie Untersassen) dazu einlud, und Lilias erschien stets als die Königin solcher Lustbarkeiten. Ganz glücklich war er dann, wenn er sah, daß die Lady einen freundlichen Antheil zeigte, und ihm dies in einigen Worten zu erkennen gab. Seine Freude war dann so groß, sein Dank für die Anerkennung seiner Bemühungen so feurig, daß sich nicht nur freundliche, sondern selbst zärtliche Worte in seine Erwiederungen mischten. Anna erschrak fast, als sie dergleichen zum ersten Male vernahm. Dem Character der Lady nach mußte sie glauben, daß diese

sich dadurch beleidigt finden würde. Dies war indeß nicht im geringsten der Fall. Lilias nahm diese Aeußerungen mit einer so sanften Freundlichkeit auf, wie sie Anna, so lange sie denken konnte, an der Lady noch nicht wahrgenommen hatte.

Das Verhältniß des Mädchens zu derselben war früher nie ein sehr herzliches gewesen. Anna hatte sie stets als ihre Verwandte geehrt, aber mehr noch gefürchtet. Sie erlaubte sich daher nie eine Bemerkung über das Benehmen des Grafen gegen sie. Als aber der Letztere eines Morgens der Lady einen kostbaren Blumenstrauß überreichte, als er ein paar zärtliche Worte dazu sagte, und Lilias sich mit dem Strauße geschmückt hatte, so glaubte Anna eine neckende Bemerkung fallen lassen zu können, als sie am Abende den schönen Strauß der Verwandtin vom Busen nahm, um ihn in einem Becher länger zu bewahren. Lilias erwiederte kein Wort darauf; blos ein bitteres Lächeln zeigte sich um ihre Mundwinkel. Dann nahm sie den Strauß aus dem Becher, warf ihn auf den Boden, trat mit dem Fuß darauf, und schleuderte ihn zuletzt mit einem Fußstoß in das lodernde Kaminfeuer. — Anna, obwohl an die Leiden-

schaftlichkeit der Verwandtin gewöhnt, schrak bei diesem Auftritt heftig zusammen, und es verging ihr die Lust, noch ein Wort über diesen Gegenstand zu äußern. Mit Kummer sah sie die schönen Blumen sich in den Flammen krümmen, und dann zu Asche werden. Ach, hätte der geliebte Mann ihr ein einziges armes Blatt überreicht, sie würde es treu auf ihrem Herzen bewahrt haben. —

Die Zeit rückte endlich heran, wo man die Insel verlassen und sich nach Schottland begeben wollte. Schon lag das Schiff segelfertig, das am nächsten Morgen die Gesellschaft aufzunehmen bestimmt war. Der Graf befand sich den ganzen Abend in der Gesellschaft der Damen. Er war heute zuvorkommender, galanter, die Lady freundlicher wie je. Der Graf sagte, wie er bedauere, daß seine schönen Gäste längere Zeit auf einer unwirthbaren Insel, und in einem so wenig Bequemlichkeiten darbietenden Schlosse, hätten zubringen müssen, indeß gestehe er, daß er sich, sobald er einmal, was freilich nur selten der Fall sei, in diesen Mauern befinde, nur schwer von ihnen trennen könne. So ein unbequemer Wohnsitz es auch sei, so hänge doch sein Herz sehr daran. Es

sei das Stammschloß seines Hauses, die Wohnung einer Reihe seiner Vorfahren, die glücklich hier gelebt, und er fühle sich heimischer als auf seinen andern Burgen. Dies sei auch der Grund, weshalb er Alles für die Erhaltung des alten Baues thue, obwohl er sich nicht die kleinste Aenderung der inneren alterthümlichen und freilich wenig bequemen Einrichtung erlaube. Die Lady hörte diesen Aeußerungen mit großer Aufmerksamkeit zu, sie gab ihm in Beziehung auf die unveränderte Erhaltung vollkommen Recht, aber es kam Anna vor, als ob bei den letzten Worten das boshafte falsche Lächeln, welches sich, sobald Jene irgend eine ganz entgegengesetzte Meinung hegte, als ihre Worte besagten, kund gab, über das Gesicht der Verwandtin sich verbreite. —

Es war am folgenden Morgen, als bei heftigem Nordwest, und ziemlich hochgehender See, der Graf und seine beiden Gäste an Bord eines stattlichen Schiffes stiegen. Sogleich entfaltete sich die große Flagge von Orkney am Hauptmast, der Anker ward gehoben, und ein tausendstimmiger Abschiedsruf erscholl aus dem Haufen der Inselbewohner, die sich am Hafen versammelt hatten, um ihren Gebieter ab-

reisen zu sehen. — Es war Anna aufgefallen, daß wenige Augenblicke vor der Abreise die Lady, welche sich sonst um das wenige Gepäck, das sie auf Reisen mitzunehmen pflegte, durchaus nicht bekümmerte, ihr ausdrücklich aufgetragen hatte, dieses bis nach dem Hafen zu begleiten, wohin sie in Gesellschaft des Grafen bald nachkommen wollte. Jetzt, als das Schiff unter Segel, und der Graf mit den Schiffleuten in Gespräch war, kam ihr vor, als ob ihre Verwandtin irgend einen Gegenstand von geringer Größe über Bord schleudere, doch getraute sie sich derselben keine Frage deshalb vorzulegen, weil sie befürchtete, deren üble Laune zu erregen. — Das Schiff segelte scharf beim Winde, und der Lauf desselben ward bald noch durch die herrschende Strömung vermehrt. In weniger als einer Stunde erschien Mainland nur noch wie ein schwaches Wölkchen am Horizonte, aber dennoch ward die Aufmerksamkeit des Grafen und der ganzen Schiffsmannschaft bald nach jener Gegend gezogen. Eine dunkle Wolke erhob sich über der Insel. Vom Winde getrieben bildete sie einen langen, sich nach Südosten erstreckenden Schweif, der bis an die schottische Küste reichte, dennoch schien

sie sich immer noch zu vergrößern. Es blieb ungewiß, ob es eine gewöhnliche Wolkenbildung sei; dem widersprach indeß Farbe und Gestalt. Zuletzt einigte sich die ganze Schiffsmannschaft dahin, daß es eine Feuersbrunst sei, die zu Kirkwall bald nach dem Absegeln des Schiffes ausgebrochen. Man war bereits zu entfernt, um umzukehren, überdies wäre es, wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls gefährlich gewesen, bei dem immer heftiger wehenden Winde das Schiff zu wenden, und so wurde die Fahrt auf Befehl des Grafen weiter fortgesetzt. — —

So wie die Gesellschaft an der schottischen Küste an's Land gestiegen war, fand sie eine Reiterschaar vor, welche der Graf zur Bedeckung beordert hatte. Demungeachtet mußte man Umwege nehmen, um nicht vielleicht einer Streifparthie der Douglas in die Hände zu fallen. Auf dieser Reise nahm das freundliche Verhältniß zwischen Orkney und der Lady immer noch zu, und Anna staunte, wenn sie sah, daß die Lady sich mit einem Manne, den sie noch vor Kurzem für ihren Todfeind erklärt hatte, auf eine Weise unterhielt, die jedenfalls eine trauliche genannt werden konnte. So erreichte man nach drei Tagen das

Schloß des Grafen. Letzteres war ganz das Gegenstück des Grafencastells von Kirkwall. Es lag höchst romantisch auf dem platten Gipfel eines Felsens, der über einem Waldstrome hing. Größere und kleine Thürmchen ragten aus einem Conglomerat von Gebäuden, die ein dem Auge wohlgefälliges Ganze bildeten. Trug der Palast von Kirkwall den Typus von Festigkeit und einsamer Größe, so war der dieser Burg der Ausdruck von Zierlichkeit und behaglicher Wohnlichkeit. Ein lachendes, grünes Thal, ein See, in welchem jener Waldstrom einmündete, gaben der Umgebung, die sich nach einer Seite weithin öffnete, etwas ungemein Freundliches. Da der Weg, der nach der Burg führte, plötzlich um eine Waldecke bog, und man nun auf einmal den vollen Eindruck des ersten Anblicks des reizenden Geländes hatte, so war es nicht zu verwundern, daß Anna ein lautes: ‚Ach!' nicht zurückhalten konnte, und auch die Lady unwillkührlich ihr Roß anhielt. Auf die Bemerkung der Letztern, daß das Schloß eine so schöne Lage, wie sie nur selten eine gleiche erblickt, hätte, bemerkte der Graf mit noch mehr herzlichem als galantem Tone, daß es nur auf sie selbst ankommen werde, wie lange

Zeit sie in der Burg verweilen wolle. — Das Innere des Schlosses entsprach in jeder Hinsicht der Schönheit der Umgebung. Nicht nur alle Bequemlichkeiten, wie sie in den Schlössern der Vornehmen in jener Zeit etwa zu finden, waren vorhanden, sondern selbst eine stille Pracht herrschte überall, und gab von dem Geschmack und dem Reichthum des Besitzers Kunde. Mit sichtlichem Behagen zeigte der Graf seinen Gästinnen die Gemächer des Schlosses, und wies ihnen dann eine Reihe der schönsten zur Wohnung an. Graf Orkney erschöpfte sich jetzt in Vorschlägen zu Belustigungen aller Art, von denen er glaubte, daß die Lady ein Vergnügen daran finden könnte. Schon am nächsten Tage sollte eine Spazierfahrt auf dem See unternommen werden, aber eine den Grafen so überraschende als unangenehme Botschaft unterbrach für diesen Tag die Veranstaltungen. Der Burgvogt des Schlosses von Kirkwall meldete, daß bald nach der Abreise des Grafen, und während sein Schiff sich noch im Gesichtskreise befand, ein Brand in der Burg ausgebrochen sei, dessen Entstehen man nicht enträthseln könne. In einem entfernten Gemache des Schloßflügels, den die

Damen bewohnt hätten, habe man plötzlich Feuer bemerkt. Als man sich dahin begeben wollen, um es zu löschen, habe man die Thüren verschlossen gefunden. Kein Schlüssel sei zu finden gewesen. Als man sie mit Aexten eingeschlagen, habe bereits das Feuer so überhand genommen, daß man sich auf die Rettung des übrigen Schloßtheils beschränken müssen, und nur durch die größten Anstrengungen sei man dazu gelangt.

Dem Grafen schien die Meldung vielen Schmerz zu verursachen. Er wiederholte mehrmals, daß es nicht die Kosten der Wiedererbauung des abgebrannten Schloßtheiles seien, die er scheue, sondern die Unmöglichkeit, mit Geld den Schaden, den das Stammhaus seines Geschlechts erlitten, herzustellen, die Zerstörung der alten, ihm aus den Kinderjahren lieb gewordenen Räume, sei es, die ihn betrübe. — Als die Rede von der Entstehung des Brandes war, sagte die Lady, daß sie sich solche sehr gut erklären könne. In den entfernten Gemächern habe ein Diener am Morgen der Abreise Feuer angemacht, und das Brandmaterial so nahe an dem Kamine aufgethürmt, daß es ihr aufgefallen sei, und sie ihn selbst

auf diesen Umstand aufmerksam gemacht habe. Anna war von der Behauptung ihrer Verwandtin ungemein überrascht. Gewohnt, für alle Kleinigkeiten auf der Reise Sorge zu tragen, hatte sie wenige Minuten zuvor, ehe sie das Schloß verlassen, jene Gemächer nochmals durchstreift. Sie erinnerte sich mit Bestimmtheit, kein Feuer in den Kaminen jener Gemächer bemerkt zu haben; folglich war die Behauptung der Lady eine entschiedene und mit Vorsatz geäußerte Unwahrheit.

Der Aufenthalt der Gesellschaft auf der Burg des Grafen verlängerte sich über Erwarten. Schon am Tage der Ankunft hatte er einen Bericht an den König gesendet, in welchem er anzeigte, daß er in Beziehung auf die Lady von Keir vollständig getäuscht worden. Er schilderte sie als eine sanfte, von jeder Intrigue entfernte Frau, und ließ die Hoffnung durchblicken, dahin zu gelangen, daß es ihm vielleicht gelingen würde, durch sie Verhandlungen mit den Verbündeten einzuleiten. Er schloß damit, daß er auf seiner Burg die weitern Befehle des Königs erwarten würde.

Es war kein falsches Vorgeben, wenn Orkney

dem Könige Hoffnung machte, durch die Lady Verhandlungen mit den Douglas zu eröffnen. Mehrmals hatte er in Anna's Gegenwart mit der Lady über eine Aussöhnung des Königs mit seinen Gegnern gesprochen, und diese ihn ruhig angehört. Das Mädchen war erstaunt, als Lilias, die dem Könige sonst so feindlich gesinnt war, nur einige leichte Einwürfe machte, und nachdem der Graf diese widerlegt, von der Möglichkeit einer solchen Aussöhnung überzeugt schien. Anna wußte nicht, ob sie wache oder träume, so groß schien ihr die Veränderung, die mit der Verwandtin vorgegangen. Alles dies hätte ihr nur freudige Empfindungen erregt, aber etwas gab es, was ihr einen tiefen Seelenschmerz bereitete. Das Benehmen des Grafen gegen die Lady wurde von Tage zu Tage zärtlicher, das der Dame entgegenkommender. So traurig es für die liebende Seele des Mädchens sein mußte, den Mann, den sie von Kindheit an als das Ideal ihres Herzens und Geistes zu betrachten gewohnt war, Huldigungen, die sie beseligt haben würden, einer Andern darbringen zu sehen, so würde sie, da sie ja nie der geringsten Hoffnung Raum gegeben hatte, diesen Schmerz mit

Ergebung getragen haben; aber — so fragte sie sich unaufhörlich — ist denn Lilias dieses Mannes werth? Sie mußte sich, so partheilos zu sein sie sich auch bestrebte, diese Frage stets mit ‚Nein‘ beantworten. War die Liebe, welche Lilias sonst für Douglas gezeigt, eine ächte, waren alle ihre Schwüre keine fortgesetzten Lügen, so konnte ihr Benehmen nach seinem so unvermutheten traurigen Tode nichts anders als Verstellung sein. Ein Wechsel, wie er sich kund gab, wäre fast noch unwürdiger als jene gewesen. — Was aber, so fragte sich Anna weiter, bezweckte sie damit? Welche Pläne gedachte sie darauf zu gründen? Mit Lilias darüber zu sprechen, war unmöglich. Von Douglas zu reden, ohne daß die Lady von ihm anhob, was nie geschah, wäre höchst unzart gewesen; von Orkney sprach sie ohnehin nur in allgemeinen Redensarten, und brach das Gespräch stets bald wieder ab. Ueberhaupt war die Stellung Anna's zu der Verwandtin von jeher eine zu untergeordnete, als daß sie hätte unternehmen sollen, die Rede auf einen bedeutenden Gegenstand zu bringen, von dem Lilias nicht zuerst zu sprechen angefangen hätte. Bei Alledem ward die Aufmerksamkeit Anna's

durch das sonderbare Benehmen der Lady von Tage zu Tage noch erhöht, und es war natürlich, daß sie die Veranlassung dazu um so eifriger zu ergründen strebte.

Es war in diesen Tagen, als Graf Orkney einstmals schnell in das Zimmer der Damen trat. Er hatte ein offenes Schreiben in der Hand.

„Ich bringe Euch Nachrichten, Mylady," sagte er freundlich zu Lilias, „zufolge deren Ihr mir die von Euch so oft erbetene Vermittelung wohl nicht länger abschlagen werdet, und die ich deshalb Euch mitzutheilen eile. Der König schreibt mir, daß der Graf von Huntly an der Spitze der Gordons gegen Euren Vetter, den Grafen Crawford, gezogen sei, und diesen, da Johann Colasse von Balnamoon ihn beim ersten Angriff verlassen, geschlagen habe."

„Der Elende!" rief Lilias mit ihrer ganzen frühern Heftigkeit.

„Vielleicht wird dies zum Frieden dienen;" fuhr Orkney fort. „Da zugleich die Burg Finhafen sich ergeben —"

„Was? Die feste Burg?" rief die Lady.

„Sie öffnete ihre Thore, und da der König ge=

schworen hatte: daß, wenn sie in seine Hand fiele, er den obersten Stein zum untersten machen wollte —"

„So hat er sie zerstört;" sagte Lilias kalt.

„Nein!" fuhr Orkney fort. „Der König ist leicht zum Zorn geneigt, aber eben so schnell zur Gnade. Er besuchte die Burg, bestieg die Mauer, und warf, um sein Gelübde zu lösen, einen kleinen Stein, der eben oben lag, in den Graben. Euer Verwandter bat sodann um Gnade, und der König gewährte sie ihm."

„Wirklich? O er ist überaus gnädig," sagte die Lady mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Das ist allerdings der Fall;" versetzte Orkney. „Jetzt schreibt er mir, daß er einen entscheidenden Schlag führen wolle, der seine Gegner für immer zu Boden schmettern müsse, wenn er gelänge. Der König steht vor Abercorn, welches er belagert. Jakob Douglas sammelt die ganze Macht seines Stammes, die des Königs ist indeß der seinen bei weitem überlegen. Der Sieg kann ihm mithin nicht fehlen, und dies um so weniger, als er mir befiehlt, mich mit den Gordons zu vereinigen, und ihm so die ganze Macht Nordschottlands zuzuführen. Ihr werdet zu=

geben müssen, wie es fast unmöglich ist, daß die Douglas dem Könige mit Erfolg widerstehen können. Sie haben nur noch einen einzigen Verbündeten, dies ist Hamilton von Cadyow, aber auch dieser schwankt, da seine Verwandten, der Erzbischof von St. Andrews und Livingston, in ihn dringen, so schnell als möglich sich von den Douglas zu trennen.“ —

„Weiter, Mylord! — Weiter!“ sagte Lilias, indem ihr dunkles, feuersprühendes Auge, während einer kurzen Pause, auf dem Grafen ruhete.

„Seid versichert, Mylady,“ sagte dieser mit herzlichem Tone, „ich bin kein Feind der Douglas. Mich jammert der Untergang dieses großen, edlen Geschlechts. Dieser aber ist gewiß, wenn der König Zeit behält, seine ganze Macht mit der, so ich ihm zuführen werde, zu vereinigen. Ich erlaube mir daher Euch vorzuschlagen, daß Ihr als Vermittlerin auftretet. Die Douglas halten viel auf Euch. Sie werden — verzeiht mir, wenn ich eine kaum vernarbte Wunde aufreißen muß! — die Stimme hören, die ihrem unglücklichen Verwandten so theuer war.“

„Sprecht davon nicht, Graf!“ sagte Lilias, in

dem sie Ruhe in den Ton zu legen suchte, der aber eine innere Erregung zu widersprechen schien.

„Ihr, Mylady!" fuhr Orkney dringend fort, „könnet die Retterin dieses edlen Geschlechts werden. Wendet Euch an Jakob Douglas, daß er sich dem Könige unterwirft. Acht Tage hat er Zeit, ehe ich mit der neuen Macht zu dem Heere stoße. Der König wird ihm günstigere Bedingungen stellen, als wenn es geschähe, wenn ein Heer beisammen ist, dem er nicht widerstehen kann. Jetzt könnte der Sieg, wenn es zur Schlacht käme, noch zweifelhaft sein, später nicht mehr. Die zehntausend Mann, die ich dem Könige zuführe, geben den Ausschlag. Verlieren die Douglas die Schlacht, wie es nicht anders möglich, so kann der König nicht mehr Gnade üben, selbst wenn er es wollte."

Die Lady schien über die Worte des Grafen tief nachzudenken, ihr Blick verfinsterte sich immer mehr.

„Ich glaube, es ist so wie Ihr sagt;" versetzte sie sodann.

„Ich bitte Euch, Mylady, geht in meinen Vorschlag ein!" sprach Orkney dringend. „Ihr könnet unendlich viel Gutes damit bewirken, die Douglas

retten, Menschenblut schonen, Euren Frieden mit dem König machen. Binnen drei Tagen stoße ich zu den Gordons. Gebt mir ein Schreiben mit, und ich sende es durch einen Herold an Jakob Douglas, sobald wir uns mit dem Heere des Königs vereinigt haben."

„Es würde Euch nichts nützen;" sprach die Lady ruhig. „Man würde sagen, Ihr hättet mich dazu gezwungen."

„Das ist wahr;" sprach nachdenkend der Graf. „Es giebt indeß einen Ausweg. So wie die Lage der Dinge ist, würde Euch ein Aufenthalt in Edinburg gewiß nicht erwünscht sein. Versprecht mir auf diesem Schlosse bis zu meiner Rückkehr zu verweilen, und ich übernehme es auf meine Verantwortung, Euch für frei zu erklären."

„Ich gebe es Euch;" sagte hastig die Lady. „Seid versichert, Lilias von Keir entflieht nicht heimlich, wenn sie öffentlich gefangen genommen worden. — Dies aber hilft Euch Alles nichts, wenn Jakob Douglas das Schreiben durch Euch empfängt; indeß will ich Euch einen Vorschlag thun. Laßt einen meiner Diener, den ich bezeichnen werde und den

Jakob Douglas kennt, von meiner Burg holen, diesen werde ich mit einem Schreiben absenden."

„Ja, so wird es am besten sein;" versetzte Orkney. „Ich sende sogleich einen Reitenden, Morgen kann Euer Diener hier sein. Wenn Ihr übermorgen den Brief absendet, so ist er drei Tage später in der Hand des Douglas."

„Wohl!" sagte die Lady, und ihr Auge strahlte vor Freude. „Ich werde schreiben, ich werde einen Boten senden, und an mir soll es nicht liegen, wenn die Fehde nicht früher noch zu Ende ist als Ihr es vermuthet."

Orkney erschöpfte sich in Dankesworten. Er sagte, daß auf diese Weise das Unglück, zu dem er, ohne es zu wollen, beigetragen, so weit es in menschlicher Macht stehe, wenigstens in seinen Folgen wieder gut gemacht werden könne.

So wie er sich entfernt hatte, ging die Lady, augenscheinlich heftig bewegt, im Zimmer auf und ab. Einige Fragen, die Anna an sie that, blieben unbeantwortet, so sehr schien sie mit dem Gegenstande, von dem der Graf gesprochen hatte, beschäftigt. Das Benehmen derselben erschien Anna immer

unerklärlicher. Sie konnte das schnelle Eingehen in den Vermittelungsvorschlag nicht mit dem tödtlichen Hasse gegen den König, mit den Schwüren ihrer Rache zusammenreimen. Selbst die Annahme, daß in dem Herzen der Lady eine Neigung zu Orkney aufkeime, — was so kurze Zeit nach dem Tode des Verlobten doch kaum vorauszusetzen war — schien es ihr noch nicht hinlänglich zu erklären. Dennoch blieb ihr kaum etwas Anderes anzunehmen übrig. Noch an demselben Tage las die Lady in Anna's Gegenwart dem Grafen den Brief vor, den sie an Jakob Douglas geschrieben hatte. Sie begann damit, daß sie sich, voll Erkenntlichkeit gegen Orkney, über die Lage in der sie sich befände, aussprach und hinzufügte, daß sie so gut als frei sei. Mit Scharfsinn und Sachkenntniß setzte sie sodann dem Lord auseinander, daß es nach der Niederlage Crawfords nicht länger möglich sei, der Macht des Königs zu widerstehen, und rieth dringend zur Unterwerfung.

Orkney war hocherfreut über das, was er hörte. Er küßte die Hände der Lady wiederholt, und sagte, daß er nicht einen Augenblick länger an dem Abschlusse des Friedens zweifle. Lilias siegelte in des Grafen

Gegenwart den Brief und bat ihn, am folgenden Tage, wo ihr Diener jedenfalls noch vor seiner Abreise zum Heere eintreffen werde, demselben solchen zu übergeben. Mit tausend Danksagungen verließ der Graf das Zimmer. —

„Sie liebt ihn!" sagte Anna, als sie allein war, und unwillkührlich flossen dem Mädchen ein paar heiße Thränen über die Wangen. „Sie liebt ihn, und dies erklärt Alles! Wie wäre es auch möglich diesen Mann nicht zu lieben! — Freilich starb Douglas erst vor Kurzem, und sie war es eigentlich, die ihm den Tod gebracht, da sie seinen Haß gegen den König immer mehr anfachte. Sie sollte ihn nicht so bald vergessen haben! — Aber sie hat Orkney gesehen, sie hat längere Zeit in seiner Nähe geweilt, sie hat zärtliche Worte aus seinem Munde gehört — wie wäre es möglich, daß sie widerstehen könnte?" —

Bereits am nächsten Tage gegen Abend fand sich ein Diener der Lady ein. Graf Orkney übergab ihm das Schreiben der Dame, so wie noch eins, worin er selbst sich mit Friedensvorschlägen an die Douglas wendete. Schon in der folgenden Nacht sollte der

Diener sich auf den Weg machen, und Anna befand sich eben im Nebenzimmer, als Lilias ihn entließ.

„Setze den letzten Hauch Deines Pferdes daran, und besorge genau was ich Dir gesagt habe!" sprach die Lady halblaut zu ihm. „Deine und der Deinigen Wohlfahrt haftet mir dafür, daß meine Botschaft, ehe achtundvierzig Stunden vergehen, an Jakob Douglas gelange."

Wenige Minuten später hörte Anna den Diener zum Thore hinaussprengen. —

Mit vielen herzlichen, ja zärtlichen Worten hatte inzwischen auch Graf Orkney von Lilias Abschied genommen. Er bat, daß sie sich während seiner Abwesenheit gänzlich als Herrin der Burg betrachte. ‚Es sei ihm,' sagte er, ‚ein sehr angenehmes Gefühl sie als diese sich zu denken. In wenig Tagen hoffe er ihr angenehme Nachrichten über die Friedensverhandlungen geben zu können; die von dem Abschlusse derselben gedenke er selbst zu überbringen.' —

Sechs oder sieben Tage nach Abreise des Grafen verbrachte die Lady beinahe fortwährend in ihren Zimmern. Sie schien stets in tiefen Gedanken versunken. Plötzlich aber ging eine wesentliche Verän=

derung mit ihr vor. Sie, welche niemals an einer Jagd Theil genommen, diese vielmehr für ein rohes und langweiliges Vergnügen erklärt hatte, begann plötzlich eine Art Leidenschaft dafür zu fühlen. Vom achten Tage nach des Grafen Abreise an unternahm sie, sobald der Morgen dämmerte, Jagdzüge, auf denen sie der Kommandant der Burg, ein Unterhäuptling des Clans, mit einer Anzahl Bewaffneter stets begleiten mußte. Die Jagdausflüge, auf welchen Anna mit ihr war, dauerten immer nur ein paar Stunden, und wurden stets in derselben Richtung unternommen, weil Lilias, troß dem Zureden ihres Begleiters, der ihr wildreichere Punkte vorschlug, stets auf der zuerst eingeschlagenen bestand. Sie äußerte, wenn Anna über die plötzliche Jagdneigung scherzte, daß es ihr weniger um die Jagd als um einen Morgenritt in eine Gegend, die sie immer reizender finde, je öfter sie solche sähe, zu thun sei. —

Es war eines Morgens, da sie eben von der Jagd zurückkehrten, als ein Reitender, von dem Grafen Orkney gesendet, in die Burg sprengte. Der Graf schrieb an Lilias, daß, ehe er sich mit dem Könige vereinigen können, ein mörderisches Ge-

fecht stattgefunden habe. Er sei unvermuthet und auf äußerst ungünstigem Terrain von den Douglas mit mehr als doppelter Macht angefallen worden. Nach bedeutendem Verlust von beiden Seiten sei es ihm indeß gelungen, sich durchzuschlagen und zum Könige zu stoßen. Obwohl nach diesem Vorgange die Gegner allem Anschein nach nichts weniger als zu einem Vergleich gestimmt schienen, so habe er jedoch dem Könige gerathen, sie nochmals durch einen Herold dazu auffordern zu lassen, ehe es zur Schlacht käme. Der Graf schloß mit einer Menge Betheurungen seiner Verehrung und Anhänglichkeit an die Lady.

„Ist denn der Satan mit diesem Menschen im Bunde, daß nichts gelingen will?“ rief die Lady voll Wuth, und indem sie das Schreiben auf den Tisch schleuderte, doch plötzlich, wie sich selbst bemeisternd, setzte sie, als sie Anna im Zimmer erblickte, hinzu: „Gehe und rufe mir den Boten; er soll mir Auskunft über das Treffen geben.“

Die Lady hörte die Erzählung des Vorfalls mit großer Ruhe an. Nach der Beschreibung, welche der Mann davon machte, war der Kampf äußerst hart-

näckig gewesen, und hatte sich anfangs gänzlich zum Vortheil der Gegner gewendet; nur der Tapferkeit des Grafen Orkney war es zuzuschreiben, daß die Douglas endlich geschlagen worden. Der Graf von Huntly hatte dies, nach der Vereinigung mit dem Heere des Königs, selbst öffentlich anerkannt.

Anna konnte die Ruhe der Verwandtin, die jener ersten heftigen Regung so schnell nachfolgte, nicht begreifen, sie suchte sich umsonst klar zu machen, ob sie mit jenem Zornesausruf die Hartnäckigkeit der Douglas, oder das Kriegsglück der Königlichen gemeint. Um so überraschter war sie, als Lilias das Schreiben des Grafen äußerst theilnehmend beantwortete, und am Schlusse beifügte, ‚sie wisse kaum, ob sie Jakob Douglas wegen der Niederlage, die er erlitten, bedauern solle, da er die in so naher Aussicht stehenden Verhandlungen muthwillig durch diesen Angriff gestört habe.‘

Mit der Absendung dieser Antwort schien die Lebensweise, die Lilias die Tage vorher geführt, wieder plötzlich geändert. Auf's Neue blieb sie stundenlang in ihrem Zimmer eingeschlossen, ohne daß sich ihr Jemand nähern durfte. Von den Jagdausflügen war

keine Rede weiter. War Anna bei ihr, so fand sie die Verwandte stets in der üblen Laune, die sie sonst an ihr zu finden gewohnt war, oder sie starrte, ohne ein Wort zu sprechen, still vor sich hin. So vergingen drei lange traurige Wochen. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß eine große Schlacht zwischen dem Könige und seinen Gegnern vorgefallen sei; wo? dies stattgefunden, und wer? Sieger geblieben, war unbekannt. Auf das Gemüth der Lady schien dies wie ein electrischer Schlag zu wirken. Nach allen Seiten wurden Boten ausgesendet, um Nachrichten einzuziehen, aber man konnte nichts Gewisses in Erfahrung bringen. Plötzlich gerieth eines Tages die ganze Burg in Bewegung. Anna und Lilias eilten an das Fenster, um zu sehen was der Lärm bedeute, da erschollen Trompetenstöße, Hufschlag ertönte, und der Graf sprengte in die Burg. Wenige Minuten später trat er in das Zimmer der Damen.

„Ihr seid frei, Mylady, und der Krieg ist aus;" sagte er nach den ersten Begrüßungen. „Ich konnte es mir nicht versagen, Euch zuerst die Nachricht zu überbringen."

„Hat Jakob Douglas unterhandelt?" fragte die Lady auf eine Weise, die mit der fröhlichen Neuigkeit augenscheinlich contrastirte.

„Leider nein!" erwiederte Orkney achselzuckend. „An meinen Bemühungen lag es nicht, daß er nicht einwilligte. — Nur mit Mühe," erzählte er weiter, „bewog ich den König, einen Herold an ihn abzusenden, und ihm und allen Verbündeten, wenn sie die Waffen niederlegen wollten, volle Verzeihung zuzusichern. Douglas nahm die Friedensbotschaft mit Hohn auf, er ließ zum Angriff blasen und rückte unserm Heere entgegen. Auch wir waren in Schlachtordnung vorgerückt, und erwarteten das Beginnen des Kampfes. Zu unserer Verwunderung zögerte Douglas uns anzugreifen, aber noch mehr erstaunten wir, als Hamilton von Cadyow plötzlich das Heer der Gegner verließ, und mit den Seinen zu uns stieß."

„Was? Auch dieser? Ist es möglich?" rief die Lady, indem ein dunkles Roth ihr Gesicht überflog.

„Hamilton lös'te uns das Räthsel;" fuhr Orkney fort. „Die Absendung des Herolds, dem überdies aufgetragen war, überall die Nachricht, daß der König Jedem, der die Waffen niederlege, Verzeihung,

ja selbst Belohnung gewähren wolle, auszubreiten, hatte ihre Wirkung gethan. Douglas sah oder meinte zu sehen, daß seine Truppen schwankten, er führte sie deshalb in das Lager zurück, in der Hoffnung ihnen mehr Vertrauen einzuflößen. Hamilton war deshalb zu ihm geeilt, um eine Erklärung von ihm zu fordern: ob er gesonnen sei sich zu schlagen, oder nicht? Er fügte bei, daß, je länger Douglas die Schlacht aufschiebe, je weniger Leute würde er unter den Fahnen behalten. Douglas antwortete ihm voll Verachtung, ‚daß, wenn er nicht bei ihm bleiben wolle, er von dannen ziehen könne'. Empört über die schnöde Verkennung seines Eifers hatte Hamilton ausgerufen: ‚Wohlan, Mylord, ich werde gehen, aber Ihr werdet es zu bereuen haben.' Sogleich ließ er seine Leute aufsitzen, und stieß, wie die Nacht angebrochen war, zu unserm Heere. Seinem Beispiele folgten Mehrere. Als der Tag anbrach, war das Heer der Gegner in vollem Rückzuge. Ich verfolgte es mit der ganzen Reiterei bis in die Grafschaft Annandale. Der König trug mir nun auf, den Befehl in der Hauptstadt zu übernehmen. Auf meine Bitte genehmigte er es, Euch in Freiheit setzen

zu dürfen, doch fügte er den Wunsch bei, daß Ihr Euch so lange in Edinburg aufhalten möchtet, bis die Fehde mit den Douglas ganz beendigt ist."

„O," rief die Lady, indem das gewöhnliche höhnische Lächeln um ihre Lippen spielte, „er kann sicher sein, daß ich mich nicht eher von dort entferne."

„Dann, Mylady," sprach der Graf mit herzlichem Tone, „bitte ich Euch dringend, daß Ihr mein Haus zu Edinburg für die Zeit Eures Aufenthalts zur Wohnung wählet. Betrachtet Euch als die Herrin desselben, und schaltet in ihm nach Gefallen."

Nach einigen Augenblicken Nachdenkens willigte die Lady ein, und fragte nur noch, wenn der Graf befehle — sie betonte dies Wort — daß die Reise angetreten werde? Orkney erwiederte verbindlich, daß seit sie in voller Freiheit sei, er nur von ihr Befehle anzunehmen habe, daß er ihr aber vorschlage, nach zwei oder drei Tagen abzureisen, und sie bäte die Damen begleiten zu dürfen. —

Die Reise ward am dritten Tage früh angetreten, und von Anfang bis zu Ende ungestört zurückgelegt. Graf Orkney benahm sich gegen die Reisegefährtinnen sehr galant. Am meisten unterhielt er sich zwar

mit der Lady, aber auch mit Anna ließ er sich oft in längere Gespräche ein. Je mehr dies letztere stattfand, je mehr schien er an ihrer Unterhaltung Interesse zu finden. Er bewunderte den Verstand, die Einfachheit, so wie die Herzensgüte, die aus den Worten des Mädchens hervorleuchteten, auch erregte die Lage Anna's, aus der hervorging, daß sie nicht eben eine beneidenswerthe sei, seine Theilnahme. — Das Haus, in welches der Graf seine Gäste in Edinburg einführte, war ein altes palastähnliches Gebäude. Die innere Einrichtung war fast klösterlich zu nennen. Ein langer Gang durchkreuzte stets den andern, und alle waren von Distanz zu Distanz durch hölzerne Thüren, in Art der sogenannten Klausuren der Klöster, abgeschlossen. Die Zimmer waren groß, und stattlich ausgeziert, aber düster. Nur nach längerer Zeit konnte man sich in dem Gebäude bequem zurecht finden, denn es war überaus winklich, und von den früheren Besitzern durch Holz- und Tafelwerk, um noch mehrere Abtheilungen und Gemächer zu gewinnen, überaus verbaut. Man würde sich übrigens irren, wenn man die Einrichtungen der Schlösser der Großen jener Periode, mit denen der Neu-

zeit nur einigermaßen in Vergleichung bringen wollte. Die Zusammenstellung der Zimmerausschmückung war ziemlich heterogen. Kostbare Tapeten hingen oft in Gemächern, wo der Fußboden aus Ziegeln oder einem Estrich von Lehm bestand, in einem Marmorkamin loderte manchmal ein halber Baumstamm, der, so wie er abbrannte, fortwährend nachgeschoben wurde, kostbare silberne und goldene Pokale standen auf rohen, kaum mit dem Hobel bearbeiteten Tischen von Fichtenholz, die Stelle der Fußtapeten vertrat — kurz gehacktes Stroh oder Fichtenreisig, welches letztere man wegen seines Harzduftes besonders gern dazu anwandte. Auf ähnliche Weise war auch der Palast des Grafen Orkney in der Hauptstadt Schottlands eingerichtet und verziert. Besonders war den Zimmern, in denen die Damen wohnen sollten, alle Aufmerksamkeit zugewendet worden. Die Tapeten von vergoldetem Leder, welche an langen Schnüren an den Wänden hingen, — denn damals kannte man nur diese Art, sie anzubringen, — waren erst vor Kurzem aus Frankreich gekommen, die Pfeilertische trugen eine Menge Toilettengegenstände damaliger Zeit, besonders Salbenbüchschen — die Par=

fūms jener Periode, — der Fußboden war handhoch mit Fichtengezweig bestreut.

Graf Orkney schien außerordentlich besorgt, daß es seinen Gästen an nichts fehlen möge, besonders suchte er jeden Wunsch, den die Lady hegen könnte, stets im voraus zu errathen. Letztere nahm die Vorsorge auch immer auf eine höfliche Weise auf, und es wollte Anna bedünken, als ob ihre Verwandtin von Tage zu Tage gegen den Grafen freundlicher gesinnt würde. Aber auch gegen Anna war Lilias jetzt gütiger als je. Das Mädchen war erstaunt, als es kein heftiges Wort mehr aus dem Munde der Lady hörte, diese vielmehr immer auf eine überaus freundliche Weise zu ihr sprach. Anna fand sich daher weniger überrascht, als Lilias sie eines Morgens mit den Worten: „Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen," bei der Hand nahm und in eins der entferntesten Gemächer führte. Hier gebot sie dem Mädchen sich zu setzen, und nahm an ihrer Seite Platz.

„Anna," sagte sie, „ich habe einen Plan gefaßt, den ich, es koste was es wolle, durchführen will, und der, er mag gelingen oder nicht, jedenfalls Dein Glück machen wird, wenn Du mir zu dessen Aus-

führung behülflich bist. Auf keinen Fall ist für Dich eine Gefahr dabei, und den Lohn empfängst Du im Voraus, damit selbst für den Fall, daß ich zu Grunde gehe, Du auf alle Weise gesichert bist."

„O mein Gott, Base," sagte das Mädchen, „kann ich Euch nützlich werden, so sprecht doch; ich will ohne Belohnung gern Eure Wünsche erfüllen, selbst wenn es mir noch so schwer erschiene." —

„Ein Kind könnte es vollbringen," unterbrach sie die Lady. „Ich bedarf blos einer Person, die keinen Verdacht erregt. — Damit Du indeß freudig an das Werk gehst, so sage ich Dir, was ich für Dich zu thun gedenke. Du kennst die Burg am Dee, welche etwas entfernt von meinen übrigen Besitzungen liegt. Diese, nebst den dazu gehörigen Ländereien, will ich Dir durch eine Schenkungsacte abtreten, ehe unser Werk beginnt. Glückt das letztere, so ist es für mich nur ein geringes Opfer, denn ich werde mich nie wieder verheirathen, und habe keine andern Verwandten, zu denen ich eine besondere Neigung hätte, mißglückt es, so verliere ich mehr als jene Besitzung. Diese ist überdies bedeutend genug, um Dir ein Auskommen und die Aussicht zu einer Deinen Wünschen

angemessenen Verbindung zu sichern. Ehe ich Dir aber mein Vorhaben mittheile, mußt Du mir schwören, daß, selbst wenn Du — was wohl kaum zu erwarten ist — nicht darauf eingehst, unter keiner Bedingung einer menschlichen Seele ein Wort davon entdecken willst."

„Wie könnt Ihr glauben, daß ich so undankbar sein sollte!" rief Anna lebhaft. „Mag es sein, was es will, ich würde das elendeste Geschöpf sein, wenn ich an Euch zur Verrätherin werden könnte."

„Du schwörst also?" fragte Lilias, indem sie das Mädchen starr ansah.

„Ich schwöre das unverbrüchlichste Schweigen!" rief Anna die Hand auf die Brust legend.

„Wohlan, so höre!" sagte die Lady. „Nach der Schlacht am Carron sind die Douglas so gut als verloren, ich aber bin es, die den Edlen, der so schuldlos gemordet worden, bewogen hat, dem Bunde beizutreten. Ich habe bei seiner Abreise einen feierlichen Eid geleistet, ihn zu rächen; diesen will ich halten und seine Brüder retten."

„Und auf welche Weise" — begann Anna.

Die Lady unterbrach sie sogleich.

„Nur durch List ist dies möglich, obwohl ich sonst lieber zur Gewalt Zuflucht nehme. — Du wirst bemerkt haben, Anna," fuhr sie fort, indem sie das Mädchen genau fixirte, „daß Orkney sehr zuvorkommend gegen mich ist. Heute suchte er mich auszuforschen, ob ich wohl geneigt wäre, wenn meine Trauerzeit vorüber sein wird, eine neue Verbindung einzugehen."

Anna verblich unwillkührlich. Bald aber suchte sie gewaltsam sich zu fassen. Wirklich behauptete sie den Anschein innerer Ruhe. Lilias schien davon befriedigt.

„Du kannst denken," sagte sie, „daß ich von seinen Andeutungen ziemlich überrascht war, dennoch ließ ich mir nichts merken."

„Was erwiedertet Ihr darauf?" fragte Anna, indem sie nur mit Mühe diese Worte über die Lippen brachte.

„Ich antwortete so, daß er Hoffnung schöpfen konnte;" versetzte die Lady kalt.

„Was? Ihr machtet ihm Hoffnung?" rief das Mädchen.

„Ich that es, um ihn zu vermögen mir wider

Willen und ohne Wissen bei Ausführung meines Planes behülflich zu sein;" versetzte Lilias. „Daß ich nimmer meine Hand in die eines Mannes legen werde, der, wie ich überzeugt bin, mit Vorsatz, oder wie Du behauptest, ohne daß er es wollte, Douglas in das Todesnetz gelockt, darf ich wohl kaum erwähnen."

Anna erstaunte über die Falschheit der Lady, indem sie an die Zuvorkommenheit, die Freundlichkeit dachte, welche Lilias die ganze Reise über gegen den Grafen zur Schau getragen hatte. Oder sollte dies vielleicht blos eine neue Maske sein?

„Und Euer Plan?" fragte sie endlich.

„Durch Crawfords Niederlage, durch die Schlacht am Carron, ist die Macht der Douglas vernichtet;" sagte die Lady. „Es bleibt ihnen nichts übrig als Unterwerfung. Fügen sie sich in solche nicht, so werden sie als Rebellen und Hochverräther geächtet. Es ist die höchste Zeit, wenn sie gerettet und Archibald Douglas gerächt werden soll. Beides steht jetzt in meiner Hand, wenn Du mir behülflich sein willst. Du kennst, Anna, die mir zugehörige Burg Fast-Castle. Sie liegt einsam, fast unzugänglich auf einer

über die See hängenden Klippe. Douglas verglich sie oft mit dem Neste des Meeradlers, und meinte, ein ganzes Heer könnte Monate lang sie belagern, ohne sie zu bezwingen."

„Und dort," unterbrach sie Anna rasch, „würden die Douglas einen Zufluchtsort finden, wo sie sich aufhalten könnten, bis es Euch gelänge, durch Orkney für sie beim Könige Verzeihung zu erlangen? So meint Ihr es doch? — O Base, wenn ich Euch dabei behülflich sein könnte."

„Ganz gewiß kannst Du es!" fiel die Lady ein. „Niemand wird es auffallen, wenn Du Dich in Begleitung einiger Diener nach Fast-Castle begiebst. Von dort sendest Du Vertraute nach der Gegend von Arkinholm mit Briefen von mir, worin ich die Douglas auffordere, jeder Vertheidigung jetzt zu entsagen, und mit dreißig tüchtigen entschlossenen Männern sich auf Umwegen nach jener Burg zu begeben, dort aber ohne jemand Fremdes in dieselbe zu lassen, einstweilen verborgen zu halten."

„Mit Freuden will ich dies thun!" rief Anna, als die Lady schwieg. „Nichts ist leichter als auf diese Art die Unglücklichen ihren Verfolgern zu entziehen."

„Gewiß;" versetzte Lilias; „aber dies ist erst ein Theil meines Planes. Das Schwerere kommt noch. So wie die Douglas dort angekommen sind, sendest Du mir einige unverfängliche Zeilen, in denen Du mir sagst, daß Du zu Fast-Castle bist, und dort Alles wohlauf sei. Inzwischen wird Orkney seine Bewerbungen bei mir wiederholt haben. Anfangs widerstehe ich, sobald ich Nachricht habe, daß die Douglas zu Fast-Castle sind, willige ich ein und verlange nur, daß an dem bestimmten Verlobungstage Livingston, Crichton und Patrik Grey zugegen sein möchten, damit ich mich überzeuge, daß die Verbindung Orkney's mit mir, die den Haß des Königs auf sich geladen, ihm bei dem Monarchen und seinen Räthen keinen Nachtheil bringe."

„Ich bekenne, daß ich Euch nicht fasse;" sagte Anna, die Lady mit Befremdung betrachtend. „Vorhin sagtet Ihr, daß Ihr niemals eine Verbindung mit Orkney einzugehen dächtet, und jetzt —"

„Sobald der Tag bestimmt ist, sende ich Dir die Nachricht, und lade Dich zu meiner Verlobung ein;" fuhr Lilias, die Bemerkung des Mädchens unbeachtet lassend, fort. „Mein Lustschiff, das zu Fast-Castle

liegt, besteigen die Douglas und deren Getreue verkleidet, und laufen an dem Tage vor der Zusammenkunft der Räthe in die Mündung des Frith of Forth. Du begiebst Dich in Begleitung zweier der Unsrigen, die Deine Diener vorstellen, zu mir und bringst mir Nachricht. Am folgenden Tage Abends, wenn wir tafeln, schleichen sich die Douglas in die Stadt, und in das Haus, bemächtigen sich Orkney's und der Andern, und bringen sie mit Gewalt nach dem Schiffe, mit dem wir nach Fast-Castle absegeln."

„Wie," sagte Anna erschrocken, „Ihr wolltet Orkney und drei mächtige Staatsmänner mitten aus der Hauptstadt gewaltsam entführen?"

„Warum nicht?" versetzte Lilias ruhig. „Mir stehen über dreißig rüstige Männer bei. Wir bahnen uns mit Gewalt den Weg. Sind jene Menschen einmal in unserer Gewalt, weiß man, daß Ihr Leben nur von unserm Willen abhängt, so würde sich Niemand widersetzen und wenn wir sie am hellen Tage fortführten."

„Und was würdet Ihr mit ihnen beginnen, wenn Ihr sie in Fast-Castle hättet?" fragte Anna zaudernd.

„Zwei davon sollten mir als Geißeln dienen, bis der König den Douglas, die er ohnehin nicht in seiner Gewalt hätte, Verzeihung gewährte. Patrik Grey, und — noch Einen, ließe ich gleich nach der Ankunft enthaupten.“

„Entsetzlich!“ schrie Anna, indem sie erschrocken auffuhr.

„Warum entsetzlich?“ sprach Lilias mit Eiseskälte. „Als sie Douglas in's Garn gelockt hatten, fanden sie es nicht entsetzlich, ihn trotz freiem Geleit in friedlicher Halle zu ermorden. Oder meinst Du, daß ich meinem Schwur und seinem Andenken treulos werden, und er ungerächt bleiben soll?“

„Ich bitte Euch, Base,“ rief Anna dringend, „laßt ab von diesem Plane! Er ist gräßlich, er ist unausführbar, und würde Euch in's Verderben stürzen.“

„Gräßlich? Warum?“ fragte die Lady ruhig. „Sie erleiden nichts, als was sie einem Andern erleiden ließen. Unausführbar ist er eben so wenig. Wurde nicht der Vater des Königs, mitten in seiner Stadt Perth, durch Robert Graham auf ähnliche Weise überwältigt und getödtet? Gesetzt aber, man

verweigerte den Douglas die Amnestie, so vertheidigen wir uns zu Fast-Castle, und entfliehen, wenn dies nicht mehr möglich ist, zur See nach England. — Bedenke Anna, daß Du die Douglas retten, und Dein Glück begründen kannst. Ueberdies würde ich meinen Plan selbst ohne Dich auszuführen trachten, wenn ich auch einen andern Vertrauten suchen sollte. Du würdest zu spät dann bereuen, nicht eingewilligt zu haben. Von Gefahr, die für Dich entstehen könnte, kann überdies nicht die Rede sein. Du darfst uns, um ganz sicher zu sein, nicht einmal auf der Flucht aus Edinburg begleiten, und bei der ganzen Sache wird Dein Name nicht genannt."

„Würdet Ihr mir versprechen, kein Menschenblut zu vergießen, Orkney gänzlich aus dem Spiel zu lassen, und die Andern blos als Geißeln zu behalten, bis die Douglas begnadigt worden —"

„Nimmermehr!" fiel die Lady mit Heftigkeit ein. „Douglas zu rächen, habe ich einen theuren Eid geleistet, und ich will ihn halten, und wenn ich das eigene Haupt auf das Schaffot tragen müßte. Ich habe es in seine Hand geschworen an jenem Morgen, als er mit edlem Vertrauen sich seinen Feinden über-

lieferte. Dies gilt mir mehr als Alles, selbst mehr als die Rettung seiner Brüder. — Meinst Du," setzte sie hinzu, indem sie mit ihren feuersprühenden Augen Anna anblickte, „ich könnte den Mann, der mit seiner Streitaxt dies edle Haupt spaltete, ruhig ansehen, ich könnte ihn in meiner Gewalt haben, ohne ihn zu erschlagen?"

Das Aussehen der Lady war, als sie diese Worte sprach, schreckenerregend. Ihre Züge waren schön, wie immer, aber die Blässe derselben, das wilde Feuer, das in ihren Blicken funkelte, machten das Mädchen schaudern. Anna mußte ihren ganzen Muth zusammennehmen, wenn sie widerstehen wollte.

„Es thut mir leid, Base," sagte sie endlich, sich ein Herz fassend, „daß ich auf diese Weise nichts zur Rettung der Douglas beitragen kann. Ich kann nicht meine Hand zu einem Unternehmen leihen, wobei Blut — und laßt mich es in Beziehung auf Orkney offen heraussagen — unschuldiges Blut vergossen werden soll."

„Unglückliche!" rief die Lady, indem sie das Mädchen zornig anblickte, „Du liebst diesen Mann! Hoffe aber nichts. Er wird weder Dir noch einem andern

Weibe je die Hand reichen, oder ich müßte nicht leben."

„Ich ihn lieben?" sagte Anna schmerzlich lächelnd. „Es wäre wenigstens die hoffnungsloseste Liebe, die es geben könnte. Und dennoch hoffen? Diese Thorheit trauet Ihr mir selbst nicht zu."

„Wohlan, wenn Du ihn nicht liebst, was gilt Dir dieser Mann, und was Patrik Grey?" rief Jene mit Heftigkeit. „Du stößest Dein Glück zurück, Thörigte! Was hält Dich ab, es auf so leichte Weise zu begründen?"

„Der Gedanke, daß ein Gott über uns ist!" erwiederte Anna mit der ganzen Hoheit der Unschuld. „Er hat gesagt: ‚Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.'"

„Ich räche nur bereits vergossenes!" erwiederte Lilias düster, und indem sie unwillkührlich den auf Anna gerichteten Blick zu Boden schlug.

„Der Herr," rief Anna mit erhobener Stimme, „der Herr sagt: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten.'"

Lilias schwieg längere Zeit. Die Festigkeit des Mädchens schien ihr imponirt zu haben. Sie ging

eine Weile nachsinnend im Saale auf und ab, dann trat sie mit gänzlich veränderter Miene zu dem Mädchen.

„Es ist nicht zu leugnen,“ sagte sie ruhig, „das Unternehmen ist kühn und vielleicht gefahrvoll. Ich will es mir noch länger überlegen. Ich finde wohl einen andern Ausweg. Vergiß deshalb, was ich mit Dir über diesen Gegenstand gesprochen habe. Auf Deine Verschwiegenheit rechne ich natürlich unter allen Umständen. Ich habe Deinen Eid.“

„So möge mir Gott helfen, als ich jedes Wort, das wir gesprochen haben, nicht nur verschweigen, sondern auch zu vergessen trachten will!“ rief Anna lebhaft. „O Base, möchtet Ihr doch auch nicht mehr daran denken!“

Anna sagte die letzten Worte mit einem Tone, der aus dem Innersten ihrer Seele kam. Sie ergriff Lilias bei der Hand, aber diese entzog sie ihr, und winkte ihr sie zu verlassen.

Es war wenige Tage später, als Anna einem Mann von stattlichem Ansehen, und vom Kopf bis zum Fuße gepanzert, im Vorsaale begegnete. Er hatte den geöffneten Helm auf dem Haupte, und

ein langer weißer Bart hing zu dem offenen Visir heraus und bis über die Brust herab.

„Ist Graf Orkney daheim?" fragte er einen Diener, der im Saale war, mit rauher und tiefer Grabesstimme. „Sage ihm: Patrik Grey wolle ihn sprechen."

„Das also war der furchtbare Greis, unter dessen Streitaxt der edle Douglas fiel!" sagte Anna fast erschrocken zu sich selbst, als Jener im Innern der Gemächer verschwunden war. „Wird Lilias ihn sehen, und seinen Anblick ertragen können?" —

Die Ankunft des Lords erweckte in der Seele des Mädchens das Andenken der Worte, welche die Lady in Beziehung auf diesen Mann und Orkney gesprochen, und so sehr sie sich bemühete, sich die mit Lilias gehabte Unterredung aus dem Sinne zu schlagen, so kam sie doch stets unwillkührlich darauf zurück. Obwohl sie mehrere Jahre in dem Hause der Lady zugebracht hatte, so kannte sie solche immer noch nicht hinlänglich, um sich ein ganz genaues Bild von ihrem Character machen zu können. Am eigenthümlichsten war es ihr immer vorgekommen, wie Lilias bei ihrem rasch auflodernden Zorne stets im Stande war, sich

so zu beherrschen, daß, wenn sie den in ihrem Innern tobenden Sturm mit festem Willen zurück drängen wollte, Jemand, der sie nicht näher kannte, unmöglich ahnen konnte, was in ihr vorging. Auch Anna war früher oft dadurch getäuscht worden, aber später sah sie die wechselnde Gesichtsfarbe, die eingekniffenen Lippen, besonders aber einen unaussprechlichen Ausdruck höhnischen falschen Lächelns, als eben so viel Symptome an, daß Lilias sich die größte Gewalt anthue, eine heftige innere Regung zu verbergen. Dies Alles war heute besonders hervortretend gewesen, und Anna war deshalb keinen Augenblick in Zweifel, daß die Lady weit entfernt sei, ihren gewaltthätigen Plan aufzugeben. Sie war dagegen fest entschlossen, auf keine Weise dazu die Hand zu bieten, und lieber, wenn es zum Aeußersten käme, ihre Verwandtin zu verlassen, um anderweitigen Schutz aufzusuchen. Als sie eben, von so beängstigenden Gedanken bewegt, im Zimmer auf und ab ging, trat Graf Orkney plötzlich in ihr Gemach. Sein Blick war trübe, seine Züge drückten Kummer aus.

„Verzeiht, Anna, daß ich mir erlaube, Euch in Eurem Zimmer aufzusuchen, aber ich muß wegen

Dingen mit Euch reden, die mich wie Centnerlast bedrängen. Patrik Grey hat mir Nachrichten der unangenehmsten — nein der traurigsten Art gebracht. Aber dies war noch nicht genug; auch von anderwärts habe ich solche erhalten. Ihr seid allein im Stande, mich über furchtbare Zweifel aufzuklären."

„Ich?" sagte Anna verwundert. „Wie könnte ein unerfahrnes Mädchen Zweifel lösen, die durch Dinge erzeugt wurden, die ein greiser Staats- und Kriegsmann Euch mitgetheilt?"

„O dennoch! dennoch!" rief Orkney trübe. „Doch zuerst muß ich Euch eine Trauerbotschaft bringen, die auch mich tief betrübte, und welche ich eben Lady Lilias mitgetheilt habe. Die Douglas sind gänzlich verloren. Sie wurden bei Arkinholm erreicht und total geschlagen. Einer der Brüder blieb in der Schlacht, ein zweiter wurde verwundet, gefangen und sodann hingerichtet, der dritte, so wie Lord Jakob flohen nach England."

„O mein Gott!" rief Anna erschrocken. „Und Ihr habt Lilias diese Nachricht bereits mitgetheilt? — Wie nahm sie sie auf?"

„Mit einer mir unbegreiflichen Fassung!“ versetzte der Graf. „Sie hörte sie so ruhig an, als ob von einer ganz gleichgültigen Sache die Rede wäre. Dies eben ist es, was mich ganz irre an ihr macht. Diese Ruhe kann keine natürliche sein. Es liegt etwas Furchtbares, etwas entsetzlich Beängstigendes darin. Es ist nicht möglich, daß Lilias die Verbindungen, bei denen sie — worüber Freund und Feind fast einstimmig sind — die Seele war, so ganz und gar gleichgültig geworden sind; wäre dies aber nicht der Fall, wozu die gewaltsame Unterdrückung so natürlicher Gefühle? Und welche Verstellung gehörte dazu, um den Anschein solcher Theilnahmlosigkeit durchzuführen?“

Anna schwieg, obwohl der Graf zu erwarten schien, daß das Mädchen etwas äußern würde. Orkney hatte den Punkt, um den es sich handelte, so genau berührt, daß Anna kaum einer Erklärung ausweichen konnte, sie wäre indeß nicht im Stande gewesen ein Wort zu sagen, da sie ihre Verwandte weder mit Ueberzeugung in Schutz nehmen, noch seinen Besorgnissen beipflichten wollte.

„Anna,“ sagte der Graf nach längerm Schwei-

gen, „Ihr steht Lady Lilias nahe, Ihr seid ihr vielleicht verpflichtet, Ihr würdet gewiß nicht gern etwas sagen, was ihr nachtheilig sein könnte, ich kenne Euch erst seit kurzer Zeit, aber dennoch kenne ich Euch lange genug, um zu wissen, daß Ihr offen, redlich und edlen Herzens seid. In Eurer Hand steht es vielleicht, großes Unglück zu verhüten. Ich will deshalb ganz offen mit Euch reden. — Von dem Augenblicke an, wo ich den Tod des unglücklichen Douglas, der in der Halle zu Stirling umgebracht wurde, vernahm, war ich wie vernichtet. Ich sagte mir unaufhörlich: daß, wenn ich auch in gutem Glauben gehandelt, wenn ich es nicht als möglich denken konnte, daß den mit einem Geleitsbriefe Versehenen in dem Hause seines Königs ein Leid widerfahren könne, ich dennoch Schuld an seinem Tode sei, indem ich ihn nicht, wie ich gekonnt, nach Stirling begleitete. Wäre ich dort gewesen, so würde die That nicht geschehen sein. Mit dem eignen Leben hätte ich das seine geschützt. Da sich das Unglück nicht ungeschehen machen ließ, so gab ich mir selbst das Wort darauf, Alles zu thun, was in meinen Kräften stünde, um die weiteren übeln Folgen zu

verhindern. Ich gab mir alle Mühe, den König zu versöhnlichen Maßregeln zu bewegen. Seine Räthe hatten Lady Lilias als die böse Fee geschildert, welche den der Krone so gefährlichen Adelsbund in's Leben gerufen, und Douglas vermocht sich an dessen Spitze zu stellen. Lilias war verhaftet worden. Livingston bestand auf Untersuchung, selbst auf Hinrichtung. Als selbst Crawford nach seiner Niederlage gegen sie sprach, wurde der König nur noch erbitterter. Ich setzte mich mit aller Kraft gegen das Verfahren. Zuletzt blieb mir nichts übrig, als dem Monarchen zu erklären, daß ich gedächte sie zu heirathen, und es mir als eine Gnade erbat, daß man von jeder Verfolgung abstehe. War auch mein Vorgeben damals nur ein Vorwand, um sie zu retten, so läugne ich nicht, daß die Schönheit und der Geist der Lady einen großen Eindruck auf mich machten, und ich nach und nach ernstlich den Entschluß faßte, Lilias meine Hand anzubieten. Ihr immer traulicher werdendes Benehmen, vielleicht auch der Gedanke, so meine Schuld zu sühnen, trugen wesentlich dazu bei. Jetzt erhalte ich zwei Nachrichten, die, wie zwei Donnerschläge bei heiterm Himmel, mich erschrecken. Ihr

wißt, Anna, daß Lilias auf meine Bitte einen Reitenden an Jakob Douglas mit einem Briefe sendete, den ich selbst dem Boten übergeben habe, und in dem sie den Lord dringend zu Unterhandlungen aufforderte. Ihr wißt ferner, daß, als ich zu dem Könige stoßen wollte, ich auf dem Marsche von den Gegnern überfallen wurde, und mich nur mit großem Verluste durchschlagen konnte. Jetzt kommt Patrik Grey und zeigt mir an, daß der bei Arkinholm gefangene Douglas vor seiner Hinrichtung ausgesagt, daß jener Bote dem Lord Jakob mündlich die dringende Mahnung gebracht, sich durchaus in keine Verhandlungen einzulassen, sondern sich vielmehr mit seiner ganzen Macht, ehe ich zu dem Heere des Königs stoßen könne, auf mich zu werfen. Lady Lilias, hat Douglas noch beigefügt, habe seinem Bruder überdies genaue Nachrichten über die Stärke meines Heeres, so wie über den Weg, den ich zu nehmen gedächte, zukommen lassen." —

„Obwohl," fuhr der Graf nach kurzer Pause fort, „mir Patrik Grey sein Ritterwort verpfändete, daß der Gefangene dies in seiner Gegenwart ausgesagt, so würde mich es dennoch nicht bewegen, an die

Schuld der Lady zu glauben, da ich Livingstons und Erichtons Verfahrungsweise, durch welche der Gefangene zu solcher Aussage veranlaßt worden sein kann, kenne; jetzt kommt mir aber von einer ganz andern Seite eine Nachricht zu, die ich für ein abgeschmacktes Mährchen halten würde, wenn sie nicht das Ergebniß einer Untersuchung wäre. Der Brand zu Kirkwall, der einen Theil meines Stammhauses zerstörte, war mir so schmerzlich gewesen, daß ich den Burgvogt Magnus Fea beauftragte, eine strenge Untersuchung über die Entstehung desselben vorzunehmen. Heute langt dieser Mann hier an, und berichtet mir, daß das Feuer in dem letzten Zimmer des Flügels, den die Lady bewohnte, ausgebrochen, daß jenes Zimmer nicht geheizt gewesen sei, und in dem Augenblicke, wo Ihr auf das Schiff gegangen, Lady Lilias sich in dieses Gemach begeben habe. Dies bezeuge einer der Diener, welcher der Dame die Nachricht gebracht, daß Alles zum Absegeln bereit sei. So wie man das Feuer bemerkt, und sich nach dem Gemache begeben wollen, habe man dieses und das vorhergelegene geschlossen gefunden. Ein Matrose des Schiffes hat aber ausgesagt, daß, ehe wir das

Aufsteigen der Rauchsäule erblickt, er deutlich gesehen habe, wie die Lady einen Schlüssel über Bord geworfen; ein Umstand, der ihm so sonderbar vorgekommen sei, daß er ihn später auch den andern Bootsleuten mitgetheilt habe."

Anna hatte bisher dem Grafen schweigend zugehört. Alles, was dieser sagte, stimmte so mit ihren eigenen Erfahrungen hinsichts des Verfahrens ihrer Verwandtin, daß es ihr vollkommen unmöglich gewesen wäre, jene Angaben für eben so viel Erfindungen zu erklären. Der Graf schien zu bemerken, was in dem Innern des Mädchens vorging. Er blickte sie längere Zeit schweigend an, dann sagte er:

„Ihr seht, theure Anna, wie das, was gegen die Lady vorgebracht wird, von der Art ist, daß es mich zu einer entschiedenen Handlungsweise bestimmen muß. Ist die Lady unschuldig, beruht Alles auf Verläumdung oder einem unglücklichen Zusammentreffen von Umständen, so kann ich die Anklage am besten niederschlagen, indem ich Lady Lilias am Altare die Hand reiche und sie zu meiner Gemahlin mache. Dies würde jede Verläumdung vernichten.

Ihr die Anklage mittheilen, ist jedenfalls unmöglich. Wenn sie unschuldig, so wäre es eine unerhörte Beleidigung, so etwas als nur möglich, wenn auch als unwahrscheinlich, anzuführen. Ist sie schuldig, so müßte dies mich zwar für immer von ihr trennen, aber ich würde es bei dem Könige mir als eine Gnade erbitten, daß Lilias nicht weiter beunruhigt würde. Ihr, Fräulein Anna, seid es allein, die mir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen Vergehens von Seiten der Lady Licht geben kann. Ihr seid gut, offen und edel, Ihr werdet Eurer Verwandtin, wenn Ihr von ihrer Unschuld überzeugt seid, keinen Nachtheil zufügen, aber eben so wenig einen Mann, der Euch nie beleidigte, der Euch hochschätzt und alles Gute gönnt, in Schande und Elend stürzen wollen. Sprecht deshalb offen: Haltet Ihr es für möglich, daß Lilias begangen habe was ihr zur Last gelegt wird? Glaubt Ihr, daß sie falsch an mir handeln könne?" —

„Um Gott, Mylord!" rief Anna erschrocken. „Wie könnt Ihr solche wichtige Fragen an mich unerfahrnes Mädchen richten? Wie könnte ich es über mich nehmen, durch ein Wort über Glück und Un-

glück, über Ehre und Schande zweier Menschen zu entscheiden?"

„Niemand wie Ihr, Anna," sprach der Graf, sie fest anblickend, „ist im Stande Auskunft zu geben. Ihr seid seit Jahren in der Nähe dieser Frau, Ihr müßt sie besser als sonst Jemand kennen. Ihr habt sie seit der Gefangennehmung nie verlassen. Es kann mithin nicht fehlen, daß nicht Umstände, die gegen oder für jene Anklagen sprechen können, zu Eurer Kenntniß gekommen sind, Lilias kann Euch selbst sogar Mittheilungen gemacht haben —"

„Hätte sie dies gethan, Mylord," unterbrach Anna den Sprechenden, „so wäre es meine Pflicht, gegen Niemand ein Wort davon zu erwähnen."

„Dies mag sein;" versetzte Graf Orkney. „Ich verlange auch nicht, daß Ihr als Anklägerin gegen sie auftreten sollt; was ich indeß wohl verlangen kann, ist, daß wenn Ihr Gründe habt, sie für schuldig zu halten, Ihr wenigstens die Möglichkeit eines Vergehens dieser Art einräumt —"

„Nimmer werde ich dies thun! Es wäre eben so viel, als wenn ich sie anklagen wollte;" fiel Anna ein, ohne den Grafen ausreden zu lassen. „Hätte

ich Vermuthungen dieser Art, so würde ich sie schon darum nicht aussprechen, weil ich, wenn sie falsch wären, damit ein grausames Unrecht begehen könnte."

„Wohlan, dann genügt es mir, daß Ihr aussprecht, daß Ihr sie nicht habt;" versetzte Orkney ruhig. „Erklärt, daß Ihr Lilias eines solchen Frevels nicht für fähig haltet, und ich werbe heute noch um die Hand der Lady. Ich lege mein und ihr Schicksal in Eure Hand." —

Anna erbleichte. Sie konnte den Schwur, den sie geleistet, nicht brechen, eben so wenig sich aber entschließen, den Mann, den sie unter allen Menschen auf der Welt am höchsten schätzte, wissentlich zu täuschen. Hatte Lilias ihr auch gesagt, daß sie niemals Orkney's Gattin werden würde, so wußte sie doch nicht, welchen verderbenbringenden Plan diese auf das Vertrauen des Grafen, das sie durch ihre Aussage befestigen würde, gründen könnte.

„Ich kann nicht die Richterin in dieser Sache sein;" sagte sie endlich heftig ergriffen, als der Graf sie längere Zeit fragend anblickte. „Ich kann eine Verantwortlichkeit dieser Art nicht auf mich laden."

„So gebt Ihr also die Möglichkeit zu" — hob Orkney an.

„Nichts gebe ich zu! Niemals werde ich Lilias anklagen;" fiel Anna ein.

„Dann erklärt Ihr sie für schuldlos, und ich werde nicht säumen der von ihren Feinden verfolgten Frau meinen Schutz zu gewähren;" sagte der Graf, Anna fest anblickend. „Doch genug für jetzt. Ich habe Euch überrascht und will Euch nicht bedrängen. Patrik Grey wird durch Staatsangelegenheiten bis morgen in meinem Hause zurückgehalten. Bis dahin habe ich Zeit, mich gegen ihn zu erklären, und spreche vorher nochmals mit Euch. Ueberlegt Euch, ob Ihr reden oder schweigen sollt, und welches von Beiden Ihr vor Eurem Gewissen verantworten könnt. Ihr seid die Einzige, die mir Aufklärung verschaffen kann, und es würde Euch gewiß einst schmerzen, daß Ihr sie mir, einem Manne der Euch achtet und hochschätzt, verweigert hättet."

Es war eine wahre Seelenfolter, auf welche Anna sich durch die Zumuthung Orkney's gespannt sah. Sie konnte weder mit dem Gedanken vertraut werden, den Mann, der ihr von Kindheit an als

das Ideal aller Männlichkeit vor der Seele gestanden hatte, sich blindlings in die ihm gestellten Netze stürzen zu sehen, eben so wenig aber hätte sie Lilias anklagen, oder gar ihren Schwur brechen können. Der Graf hatte sie längst verlassen, als sie noch immer rathlos und in Verzweiflung im Zimmer auf und abging.

Es ward endlich Abend. Die Lady war beinahe den ganzen Tag in ihrem Gemache eingeschlossen gewesen. Als Anna sie sah, sagte Lilias, daß sie unwohl sei, sich zeitig in's Bett legen wolle und Anna bäte, dies gleichfalls zu thun. Letztere befolgte zwar diese Weisung, aber Mitternacht kam heran, und noch hatte sie kein Auge geschlossen. Im Hause und auf der Straße war es todtenstill geworden. Anna warf sich schlaflos auf ihrem Lager hin und her. Unaufhörlich ging sie mit sich zu Rathe, was sie Orkney antworten sollte, wenn dieser die Fragen des vorigen Tages an sie richten würde. Während sie aber noch diesen Gedanken nachhing, öffnete sich das Zimmer der Lady, und diese trat völlig angezogen, eine Kerze in der Hand, aus demselben. Die durchsichtigen Behänge des Bettes erlaubten Anna jede

Bewegung der Eintretenden wahrzunehmen. Schon wollte sie fragen: ob Lilias etwas zugestoßen sei? als sie bemerkte, daß Jene das Licht vorsichtig hinter einen Schirm stellte, leise auf ihr Bett zuschritt und einen Zipfel des Vorhangs lüftete. Neugierig, was diesem räthselhaften Vorgange zum Grunde liege, stellte Anna sich schlafend, und nach ein paar Augenblicken vernahm sie zu ihrer Verwunderung, daß Lilias das Zimmer verließ und zu der Thüre hinausschritt, die auf den Gang führte, welcher die ganze Zimmerreihe entlang lief. Durch das geheimnißvolle Benehmen der Lady überrascht, fragte sich Anna, was wohl ihr Vorhaben sein könne? Wäre sie kränker geworden, war ihr Hülfe nöthig, so würde sie sie ja geweckt haben, wie sie es auch früher oft gethan. Es mußte also ein anderer Grund vorhanden sein. Allerdings mußte Lilias, um auf den Gang gelangen zu können, Anna's Gemach passiren, aber wozu diese Vorsicht, diese Genauigkeit, mit der sie sich zu vergewissern suchte, ob Jene schliefe? Lilias mußte irgend einen Plan haben. Plötzlich überkam Anna eine entsetzliche Angst, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Es war ihr, als ob etwas

Gefahrvolles, etwas Entsetzliches im Werke sei. Fast unwillkührlich sprang sie vom Lager auf, warf die Kleider über, und tappte im Dunkeln nach der Thüre, die sie offen fand. So wie sie auf den Gang hinaustrat, kam ihr ein sonderbarer Rauch- und Harzgeruch entgegen, und sie erblickte Lilias, die in einiger Entfernung die schweren Riegel einer Thüre, die nach dem Flügel des Hauses führte, wo der Graf wohnte, vorzuschieben trachtete. Beunruhigt was Alles dies zu bedeuten habe, ging sie auf die Lady zu. Diese schrak sichtbar zusammen, als sie Anna erblickte. „Was willst Du? — Was schleichst Du mir nach?“ sagte sie heftig, doch mit halb unterdrückter Stimme. „Ich war unwohl, ich wollte hinaus, auf den Balkon des Hauses, in die freie Luft. — Fort, zurück auf Dein Zimmer!“

„Wie könnte ich Euch verlassen, wenn Ihr unwohl seid?“ sagte Anna ängstlich. „Ich will bei Euch bleiben, will Euch begleiten. — Aber, mein Gott, was ist das? Dieser Rauch —“

„Du bist eine Thörin! Bist im Schlafe! Fort in Dein Gemach!“ sprach Lilias, indem sie Anna beim Arm ergriff.

„Nein, nein Base! Ich bin ganz munter! Es ist wahrhaftig Rauch, der den ganzen Gang erfüllt. — Und dann — hört nur! — Ein Geprassel! — Es kommt von dort her. — Es ist Feuer! Es muß Feuer sein!"

„Es ist nichts! — Gewiß, es ist nichts! — Fort, auf Dein Zimmer!" sagte die Lady heftig, indem sie das Mädchen mit sich fortreißen wollte.

„Nein, es ist Feuer! — Hört Ihr es nicht prasseln? Und dort der Schein, der durch die Thürritzen blinkt! Laßt uns um Hülfe rufen!"

„Schweige! Sprich nicht ein Wort weiter!" sprach Lilias finster. — „Ja, Anna, es ist Feuer, und ich habe es entzündet! — Patrik Grey und Orkney müssen sterben! Hoffentlich hat die Flamme schon ihr Gemach ergriffen. Du kannst sie nicht retten, darum schweige."

„Nein! Nimmermehr!" rief Anna laut.

„Du wirst schweigen, oder auch Du mußt sterben!" sagte die Lady, indem sie einen kleinen Dolch hervorzog.

„Feuer! — Hilfe! — Mord!" schrie Anna, indem sie einen Schritt zurücksprang.

„Elende, Du bist verloren!" rief Lilias auf das Mädchen zustürzend.

Anna, in Todesangst, packte mit beiden Händen die Lady an der Hand, in der sie den Dolch hielt. Die Angst verlieh ihr doppelte Kraft, und ihr wiederholter Feuerruf tönte durch die Hallen des Hauses. Jetzt ward es in letzterem lebendig. Diener stürzten die Treppe herauf.

„Rettet! — Rettet Euren Herrn!" rief Anna ihnen entgegen.

So wie die Lady die Ankommenden erblickte, warf sie den Dolch zu Boden und eilte in das Gemach, dessen Thür sie hinter sich zuschlug.

An der Spitze der zu Hülfe Herbeieilenden stürzte Anna nach der Thüre, hinter welcher die Flammen prasselten. Sie stieß den Riegel zurück. Das gehackte Fichtenreisig, das den Boden bedeckte, war bereits zusammen gebrannt, aber das Holzwerk, womit die Wände getäfelt waren, stand in Flammen. Jetzt ertönte auch die Stimme des Grafen am Ende des Korridors.

„Rettet den Grafen! Laßt uns vorwärts eilen!" rief Anna, und stürzte durch den Qualm, der sie

faſt zu erſticken drohte, nach jener Gegend. Auch hier war die Thüre verriegelt. Orkney und Patrik Grey verſuchten aus allen Kräften ſie einzuſtoßen. Anna war mit einem Tuche vor dem Munde, nur von einem einzigen Diener gefolgt, bis hierher vorgedrungen. Sie tappte nach dem Riegel, endlich fand ſie ihn, und ſtieß ihn zurück.

„Anna, Ihr?" rief der Graf, der beim Scheine der Flamme das Mädchen erkannte. Er faßte ſie unter dem Arm, und ſtürzte den Gang vorwärts. Patrik Grey folgte. In wenig Augenblicken waren ſie in Sicherheit.

Eine große Anzahl der Hausbewohner war indeß herbeigekommen. Ihren vereinten Anſtrengungen gelang es dem Feuer Einhalt zu thun.

„Wo iſt Lilias?" rief Graf Orkney jetzt in ſtrengem Tone. „Dies Feuer iſt ihr Werk! Niemand wie ſie hat es entzündet."

„Die Lady hat ſich ſo eben aus dem Fenſter geſtürzt!" rief ein Diener, der keuchend die Treppe herauf geeilt war. —

So war es auch. So wie die Lady geſehen hatte, daß ihr Plan mißlungen ſei, war ſie in ihr

Zimmer geeilt, hatte es hinter sich verschlossen und sich auf das Pflaster der Straße herabgestürzt. Sie war indeß nicht todt. Ohnmächtig und stark beschädigt ward sie in's Haus zurückgetragen, und dort der Pflege herbeigerufener Frauen und des Arztes übergeben. —

Es war gegen Mittag, als die Lady den Grafen ersuchen ließ, zu ihr zu kommen. Jeden Besuch Anna's hatte sie fest zurückgewiesen. Als Orkney zu ihrem Lager trat, lag sie in einem heftigen Fieber.

„Ich habe Euch rufen lassen, Graf Orkney," sagte sie, indem sie die möglichste Ruhe in ihre Rede zu legen suchte, „um Euch Auge in Auge sagen zu können, daß ich es war, die das Feuer entzündete. Patrik Grey und auch Ihr solltet in den Flammen zu Grunde gehen. Mein Vorhaben ist mißglückt, und ich bedaure daß dies der Fall ist. Glaubt nicht, daß an der Schwelle des Grabes ich Reue fühle über meine That. Sie war ohnehin nur ein schwacher Versuch, den Racheschwur zu erfüllen, den ich, als der edle Douglas durch Eure Verrätherei gefallen war, geleistet habe. Wären frühere Anschläge geglückt, so wäre meine Rache vollständiger gewesen. Ich war

es auch, welche Jakob Douglas Nachricht von Eurem Zuge und den Rath gab, Euch während desselben zu überfallen; ich war es, die den Feuerbrand in das Haus Eurer Ahnen zu Kirkwall geschleudert. Alles ist mir nur halb geglückt; dies ist's was mich schmerzt. Hätten alle die Memmen, die sich Männer und Freunde des ermordeten Douglas nennen, nur mit der Hälfte der Kraft des Hasses gehandelt, wie ich, so wäre die Rache vollständiger gewesen. — Dies, Graf Orkney, Euch Alles in das schnöde Antlitz zu sagen, ist es, was mich bewog Euch zu mir zu fordern. Jetzt aber laßt mich ruhig sterben, und befreut mich von Eurem verhaßten Anblick." —

So wie die Lady diese Worte gesprochen hatte, kehrte sie sich nach der Wand und redete keine Sylbe weiter. —

Es kam übrigens anders, als Alle vermutheten. Lilias starb nicht. Ihre Verletzungen heilten wunderbar schnell. Patrik Grey und die übrigen Räthe des Königs drangen darauf, ihr den Prozeß zu machen, was wahrscheinlich mit ihrer Hinrichtung geendigt haben würde. Graf Orkney protestirte indeß mit ganzer Kraft dagegen, und der König entschied, daß

sie in ein Kloster gebracht würde, um dort bis zu ihrem Tode gefangen gehalten zu werden. — Die Güter der Lady sollten zum Besten der Krone eingezogen werden, indeß gelang es dem Grafen Orkney, so wie Hamilton von Cadyow, der inzwischen so in die Gunst des Königs gekommen war, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab, den Monarchen dahin zu vermögen, daß er sie unter die Verwandten der Lady vertheilte, und diesen blos die Verpflichtung auflegte, die gefangene ehemalige Besitzerin bis zu ihrem Tode davon anständig zu erhalten. Einen bedeutenden Antheil empfing Anna als nächste Verwandte.

Da die Lady dem Grafen Orkney offen und in's Angesicht erklärt hatte, wie seit dem Tode ihres Verlobten all' ihr Denken nur darauf gerichtet gewesen ihn zu verderben, so konnte es nicht fehlen, daß er mit Anna darüber sprach. Diese, durch die Erklärung der Lady ihres Eides entbunden, und sich gewissermaßen verpflichtet haltend, nun gleichfalls offen mit ihm zu reden, erzählte ihm Alles, was sie wußte. So sehr auch das Mädchen ihre Empfindungen zu verhüllen trachtete, so sah doch der Graf nur zu gut, mit welcher innigen Neigung ihr Herz seit der frühesten

Zeit an ihm gehangen, und er hätte kein Mann, und Anna weniger gut, liebenswürdig und schön sein müssen, wenn ihre Worte nicht in seinem Herzen einen Funken erweckt hätten, der nach und nach zur Flamme aufloderte. Nach Jahresfrist war Anna des Grafen Verlobte und bald darauf seine glückliche Gattin. — —

Lilias erreichte in der Zurückgezogenheit des Klosters ein hohes Alter. Sie blieb indeß ihren feindlichen Gesinnungen bis an's Ende treu, und eine Ueberlieferung behauptet, daß, als der König, von einer eigenthümlichen Neugier getrieben, die Frau, deren Handlungsweise damals so großes Aufsehen erregt hatte, zu sehen verlangte, sie diese Gelegenheit benutzt habe, ihm heftige Vorwürfe zu machen, eine Dreistigkeit, die er ihr indeß, in Betracht des herben Verlustes, den sie erlitten, mild verzieh *).

*) Vidi de la Porte, tome 20.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachsmann, Karl Adolf <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: Neue Folge, Bd. 28=4. Folge, Bd. 6

Leipzig 1847

P.o.germ. 1544 m,NF-27/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122580-1